

10 726

Dichtung und Wissen

A. E. Brehm

Den Nil aufwärts



Kairo: Gesamtansicht.

Phot. Lehner & Landrock, Kairo.

O. 23.

Dichtung und Wissen

Crüwells Sammlung wertvoller Lesestoffe

2. Reihe

Band 16

A. E. Brehm

Den Nil aufwärts

Reiseerlebnisse eines Naturforschers

Mit einer Übersichtskarte
und mehreren Abbildungen



CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5167912

Druck und Verlag von W. Crüwell
Dortmund



10726

NH-68538 N-480267/ITMK

Zur Einführung.

Brehm hat seine Nilreisen in der Zeit von 1847 bis 1852 ausgeführt. Seitdem hat sich in den Nilländern manches verändert. So sind in neuerer Zeit im Nilstrom Staudämme errichtet, um die Überschwemmungen zu regulieren. Heute kann man auch mit der Eisenbahn dem Nil entlang fahren, und Chartum, die Stadt am Zusammenfluß des Weißen und Blauen Nils, ist als wichtiger Handelsplatz schnell emporgeblüht.

Aber vieles ist in diesem Lande noch genau so wie zu Urväter Zeiten. Auch heute noch drehen sich die Schöpfräder, die aus Holz gefertigt und mit Contrügen besetzt sind, zur Bewässerung wie vor Jahrtausenden. Die Fellachen (Bauern), die Hauptmasse der Bevölkerung, wohnen zum größten Teil noch ebenso wie zu den Zeiten der Pharaonen in engen Nilschlammhütten. Der Pflug hat heute noch dieselbe Form, wie ihn die Denkmäler vor 5000 Jahren zeigen: eine Deichsel, an deren Ende das Jochtier gespannt ist, am anderen Ende sitzt ein gekrümmtes Holzstück mit eiserner Spitze. So vermag auch vorliegende Schrift uns noch manches Wissenswerte über Verhältnisse, wie sie noch heute bestehen, zu sagen. Sodann ist sie, wie alles von Brehm, in hohem Grade anziehend zu lesen, von Abenteuern, Naturschilderungen und Jagderlebnissen reich durchsetzt und zugleich kulturgeschichtlich wertvoll durch die auf jahrelanger Beobachtung fußende Zeichnung von Land und Leuten.

Vorliegendes Bändchen ist Brehms Reisetagebuch „Kreuz und quer durch Nordostafrika“ entnommen.

Inhalt.

	Seite
Von Alexandrien bis Kairo	5
Kairo, die Märchenstadt am Nil	8
Die Pyramiden	20
Von Kairo bis Luxor	24
Die Königsgräber	27
Von Luxor bis Assuan	29
Von Assuan bis Wadi-Halfa an der 2. Stromschnelle . .	31
Durch die Stromschnellen bis Dongola	35
Durch die Wüste nach dem Sudan	45
Chartum und seine Bewohner	61
In den tropischen Wäldern am Blauen Nil	72

Den Nil aufwärts.

Von Alexandrien bis Kairo.

Schon wenige Minuten nach unserer Ankunft vor Alexandrien umschwärmte eine Anzahl kleiner Barken das Dampfboot. Ihre Führer forderten die Reisenden in drei bis vier Sprachen auf, eine der Barken zu besteigen und zu landen. Noch fehlte uns aber die Erlaubnis der Hafen- und Gesundheitspolizei. Die ersehnte Barke mit der gelben Quarantäneflagge erschien und legte dicht an unserem Schiffe an. Statt der erhofften Erlaubnis, ans Land gehen zu dürfen, erteilte der befehligende Offizier der Quarantänemannschaft den strengsten Befehl, auf dem Schiffe zu verweilen, da er es in Quarantäne¹ erklären müsse. Erst der folgende Tag löste das Räthsel. Ein anderes Dampfboot des Oesterreichischen Lloyd hatte sich vor wenigen Tagen ein Versehen gegen die Verordnungen der Gesundheitspolizei zuschulden kommen lassen, was wir jetzt büßen mußten.

Grollend und mißmutig ergaben wir uns in unser Schicksal; ich brauche nicht zu schildern, mit welcher Sehnsucht wir nach dem nahen Lande hinüberblickten. Die Zeit schlich bleiern dahin. Die Hitze des Juli Agyptens wurde uns fast unerträglich; die Gefahren des fremden Klimas nicht kennend, versuchte ich mir Erleichterung zu verschaffen und ging mit bloßem Kopfe auf dem Verdeck umher. Schon nach wenigen Minuten fühlte ich mich bestraft: heftige Kopfschmerzen waren die Vorboten einer mir

¹ Sperre, eine gesundheitspolizeiliche Anordnung zur Verhütung der Einschleppung von ansteckenden Krankheiten.

damals kaum dem Namen nach bekannten Krankheit, des Sonnenstichs. Aegypten bot mir einen bösen Willkomm.

Erst vierundzwanzig Stunden nach unserer Ankunft war es dem österreichischen Generalkonsul gelungen, uns die Erlaubnis, an Land gehen zu dürfen, auszuwirken. Nachdem wir uns mühsam eine Barke verschafft hatten — nicht weil ihrer zu wenig, sondern weil ihrer zu viele waren und die verschiedenen „Barkajuoli“ sich erst um uns gebalgt hatten —, ruderten wir dem Lande zu. Hier wurden wir von einer schreienden Rotte von Eseltreibern in Empfang genommen, mit oder ohne unseren Willen auf Esel gesetzt und der Stadt zugeführt.

Während der ersten Stunden in Alexandrien war ich wie von einem Wachträumen umfungen, aber doch war der erste Eindruck der Hafenstadt auf mich kein günstiger. Es ist für den Neuankommenden ein höchst ergötzliches Schauspiel, durch die Basare des arabischen Viertels zu reiten; es bedarf geraumer Zeit, um alle Eindrücke des fremden Bildes festzuhalten, um sich an das nur aus Erzählungen bekannte orientalische Treiben zu gewöhnen. Aber die Frische der poetischen Anschauung der ersten arabischen Stadt erbleicht, wenn sich die altbekannten europäischen Gestalten dem Auge aufdrängen. In der Muski, d. h. der nur von Europäern bewohnten Hauptstraße Alexandriens, haben diese bereits das arabische Gepräge vollständig verwischt. Ohne Alexandrien das Gute und Schöne einer europäischen Stadt zu erteilen, hat die Europäisierung der Stadt ihren orientalischen Charakter und damit ihre Reize genommen.

Um die Reise sobald als möglich fortsetzen zu können, wurde noch am Tage unserer Ankunft eine Segelbarke, eine sog. Dahabije, nach Kairo gemietet. Als Dragoman (Dolmetscher) wurde ein Araber namens Mohammed verpflichtet, der zugleich Koch und Bedienter sein sollte.

Die kurze Reise nach Kairo ging nicht ohne Abenteuer vorüber. Am 3. August (1847) war unser Steuermann so unvorsichtig, das mit vollen Segeln den Strom hinaufsaufende Schiff auf ein anderes laufen zu lassen, dem da-

durch das Steuer zertrümmert wurde. Es war zum Unglück noch mit einer gehörigen Menge von Weibern beladen, und diese erhoben nach dem Zusammenstoß ein so durchdringendes Gebrüll, daß wir erschreckt aus unserer Kajüte heraustraten. Da sahen wir, daß sich vom Bord des anderen Schiffes vier nackte Matrosen ins Wasser stürzten, auf unser Schiff zuschwammen und daran emporklimmen. Einer der ungebetenen Gäste bemächtigte sich des Steuers und dirigierte jetzt unser Schiff, die andern gerieten mit unserer Mannschaft in heftigen Streit und erhoben dabei ein furchtbares Geschrei. Der ganze Hergang war uns unverständlich, aber weil wir befürchteten, daß diese scheinbar in entsetzlicher Wut auf unserem Schiffe herumtobenden Männer uns angreifen könnten, bewaffneten wir uns mit Säbeln und Pistolen und stellten uns drohend vor den Eingang der Kajüte. Als uns der Reis¹ durch den Dolmetscher bat, wir möchten ihm gegen die Räuber beistehen, verwandelte sich unsere passive Stellung in eine offensive. Baron von Müller² stürzte sich auf den nackten Steuermann und hieb ihm mit seinem Säbel dermaßen über den Kopf, daß er kopfüber in den Strom fiel. Ich ging mit meinem Hirschfänger auf die übrigen los und trieb sie durch scharfe Hiebe in die Flucht. Gleich nach dem Fall ihres Gefährten sprangen sie alle drei in den Nil, um dem Verwundeten zu Hilfe zu eilen. Alle vier erreichten auch glücklich das Ufer des Stromes und kehrten nach ihrer dort liegenden Barke zurück.

Auf dieser erhob sich ein Heidenlärm. Ein ganzer Haufe von Männern bewaffnete sich mit Knütteln und verfolgte längs des Ufers unser Schiff mit Wut- und Rachegeschrei. Wir luden unsere Gewehre, holten die Büchsen herbei und bereiteten uns auf einen etwaigen zweiten Angriff vor. Wirklich schienen sie diesen zu beabsichtigen. Nach einiger Zeit bemächtigten sie sich einer kleinen Barke und steuerten zu uns herüber. Allein

¹ Schiffsführer. ² Brehm war der Begleiter des Freiherrn John Wilhelm von Müller auf dessen zweiter Afrikafahrt, die tief in den damals wirklich noch dunklen, unerschlossenen Erdteil führen und vorzugsweise der Erforschung der tropischen Vogelwelt dienen sollte. Antritt der Reise Juli 1847.

die ernstliche, durch unsern Dolmetscher ihnen zugerufene Drohung, daß wir sie niederschließen würden, wenn sie noch näher kämen, hielt sie zurück; sie ließen von ihrer Verfolgung ab und kehrten auf ihr Schiff zurück.

Nur unsere völlige Unkenntnis des Landes und seiner Bewohner konnte unser Vorgehen entschuldigen. Zwei Jahre später würde ich die Matrosen mit der Peitsche statt mit dem Säbel vertrieben haben. Die armen verkannten Burschen hatten uns keineswegs angreifen, sondern sich nur von unserm Kapitän die Entschädigung für das zerbrochene Steuer holen wollen.

Am 5. August sahen wir die Zeugen längst vergangener Größe am Horizont aufsteigen. Über das flache Land ragten die Pyramiden empor. Mir war, als träumte ich. Hundertmal habe ich die Pyramiden später gesehen, aber nie wieder haben sie den gleichen erhebenden Eindruck auf mich gemacht.

Nach kurzer Fahrt erreichten wir den ungetheilten Nil. Südöstlich stiegen die schlanken Minarette der Zitadelle von „el-Kahira“ auf, und reizende Landhäuser zu beiden Seiten des Flusses kündeten die Nähe der Hauptstadt. Um 10 Uhr vormittags landeten wir in Bulak, dem belebten Hafen Kairo's. Mohammed besorgte Esel, auf denen wir langsam durch die Straßen der Hafenstadt ritten. Wir waren sehr froh, nach halbständigem Ritt einen europäischen Gasthof erreicht zu haben.

Kairo, die Märchenstadt am Nil.

Sei mir gegrüßt, mein Kairo! Ich grüße dich aus fernen kalten Landen, du herrliche, palmenumstandene Stadt! Ich grüße deine Moscheen mit ihren schlanken Minaretten, ich grüße deine Zitadelle; ich grüße deine krummen, heimlichen, kühlen und engen Straßen, deine sarazenischen Häuser, deine blumenduftigen Esbekie (Plätze), deine Platanen- und Sykomorenenalleen und deine üppigen Gärten. Ich grüße deine althehrwürdigen Pyramiden und deine Wüste mit ihrer Totenstadt; ich grüße jeden deiner Plätze, dich und dein Volk! El salam

aleikum! Mit euch das Heil! Wer Kairo kennen lernte wie ich, der sehnt sich zurück nach der Märchenstadt.

Wenn man zu Schiff in Bulaq ankommt und sich zu Esel oder zu Fuß auf der nach Kairo führenden Straße der Hauptstadt nähert, sieht man nur wenig von ihr. Die Stadt ist durch Gärten dem Auge verdeckt. Erst wenn man das Tor hinter sich hat, ändert sich der Fernblick. Man gelangt auf den Birket-el-Esbekie-Platz, der ringsum von schattigen Spaziergängen umsäumt ist. In den Abendstunden herrscht hier reges Leben, zumal die größten und besuchtesten europäischen Gasthäuser in unmittelbarer Nähe liegen. Die Esbekie ist einer der schönsten Plätze, die ich kenne, und fast der einzige Vergnügungsort der europäischen Bevölkerung.

Über die Esbekie hinwegreitend, kommt man nach der „Muski“, in der einen bereits der Zauber der Hauptstadt zu umstricken beginnt. Jeder, der Kairo betritt, empfindet ihn. Man glaubt nicht nur in einem andern Erdteil, sondern in einer anderen Welt zu sein. Man weiß nicht, wohin man zuerst die Blicke richten oder die Ohren wenden soll. Die Muski im engeren Sinne ist eine breite und lange Hauptstraße mit mehreren kleinen Nebengassen, von denen einige in die Quartiere der Kopten¹ und Araber münden. In der Muski wohnen fast nur Europäer, alle Nationen bunt durcheinander, allein die Bedeutung der Straße besteht darin, daß sie gleichsam der europäische Basar ist. Hier befinden sich die Verkaufsläden der europäischen Erzeugnisse, die Apotheken, die Schreibstuben großer Handelshäuser, die Vizekonsulate, die Büros der europäischen Handelshäuser. Auch die Wirtshäuser und die Post liegen in der Muski.

Der erste Eselritt, den der Neuangekommene macht, führt in der Regel nach der Zitadelle oder dem Basar. Dann und wann führen die Dragomane den Reisenden wohl auch nach einer Moschee, ohne jedoch imstande zu sein, ihn so recht eigentlich mit dem Leben „Kahiras“ bekannt zu machen. Der Dragoman ist ein notwendiges

¹ Die Nachkommen der Alt-Ägypter; sie bewohnen die Städte und haben allein das Christentum dem Ansturm des Islams gegenüber bewahrt.

Übel. Er nützt nicht viel, aber er stellt dafür unverschämte Forderungen. Wir sehen uns ohne Dragoman um, denn wir verstehen gerade genug Arabisch, um uns über das zu befragen, was uns auffällt. Zuerst der Basar, nächst dem von Konstantinopel der größte im ganzen türkischen Reich. Er beherrscht den größten Teil der Stadt und hat besondere Straßen für seine besonderen Handelsartikel. So findet man einen Basar, in dem nur Schuhwerk, einen andern, in dem nur Kleider, einen dritten, in dem nur Spezereien verkauft werden. Da gibt es ganze Straßen, in denen nur Blechschmiede, andere, in denen Gewehrmacher oder Drechsler sitzen. Da die Kaufbuden der Handwerker gleichzeitig ihre Arbeitsräume sind, so muß man auch auf den Basar gehen, sobald man einen dieser Leute braucht. Und diese Einrichtung hat ihr Gutes. Die Preise werden fester und regelmäßiger, weil der Nachbar eines Kaufmanns, der zu viel verlangt, denselben Gegenstand billiger gibt. Die einzige Basarstraße, die die verschiedensten Waren bietet, ist der „Sukh-Chalili“, in dem fast nur türkische Kaufleute wohnen.

Interessant ist es, der Arbeit der Handwerker zuzusehen. Das Arbeitszeug ist so schlecht, und die Vorrichtungen zum Arbeiten sind so mangelhaft, daß man glaubt, der Handwerker könne unmöglich etwas Gutes liefern; doch ist das ein Irrtum. Verweilen wir ein paar Augenblicke vor der Bude eines Drechslers. Der Mann steht nicht bei seiner Arbeit, sondern er sitzt dabei wie alle anderen Handwerker auch. Seine Drehbank besteht aus zwei Holzblöcken, die durch Stäbe beliebig zueinander gestellt werden können. In die Holzblöcke sind zwei zugespitzte Eisenbolzen eingeschlagen, zwischen die der Drechsler das Holzstück spannt. Ein starker Eisenstab liegt auf den Holzblöcken und dient dem Meißel als Unterlage. Der Arbeiter spannt sein Holzstück ein, umwindet es etliche Male mit der Sehne eines Bogens und erfaßt diesen dann mit der rechten, den Meißel mit der linken Hand und den Fußzehen. Dann beginnt er zu drehen, wobei er mit der rechten Hand den Bogen hin und her bewegt und mit der linken Hand dem Meißel, den er mit dem Fuße

festhält und anstemmt, seine Richtung gibt. So ist er imstande, große Säulen abzdrehen, Tischbeine und anderes herzurichten, wie sie von europäischen, ja von deutschen Tischlern verlangt werden. Deutsche Handwerker haben mir versichert, daß solche Drechslerarbeiten den von Europäern gefertigten keineswegs nachstehen. Alle Arbeiten, die ein Agypter liefert, sind mit den erbärmlichsten Hilfsmitteln entstanden und deshalb gewöhnlich auch beispiellos billig.

Außer den nötigen Handwerkern findet man in jeder Straße Kaufläden für den täglichen Hausbedarf: Fleischbänke, Fett- und Ölhandlungen, Gewürz- und Bäckerläden, Gemüse-, Tabak-, Brantweinbuden und Barbierstuben. Wein und Brantwein, Essig, Käse, geräuchertes Fleisch, Mehlgwaren, Reis, Lichte und anderes zum europäischen Haushalte Gehörende wird nur von Griechen verkauft.

Um alles in Augenschein zu nehmen, was wir überhaupt sehen können, treten wir in eine Barbierstube. Nachdem der Gast mit höflichen Worten zum Sitzen aufgefordert worden ist, breitet der Barbier ihm Servietten über die Brust, die Schultern und den Rücken, verlangt seinen Tabaksbeutel und stopft ihm vor allen Dingen erst eine Pfeife. Darauf geht er ans Werk. Zuerst rasiert er das Gesicht, wobei er den einen Fuß auf den Stuhl seines Gastes stemmt, dessen Kopf auf sein Knie legt und die Gesichtshaut anspannt. Jedes Härchen wird vernichtet, das ganze Gesicht samt Stirn und Schläfe wird sorgsam gesäubert. Soll das Kopfhaar mit geschoren werden, so hängt der Barbier einen Kessel mit einem Hahn über dem Kopf seines Gastes auf, seift diesen tüchtig ein und rasiert ihn mit großer Gewandtheit kahl. Dann wird der ganze Kopf mit Seife eingerieben und diese mit weißen Dattelfasern zu Schaum verarbeitet; schließlich werden Kopf und Gesicht gewaschen und sauber abgetrocknet.

Hat man die Operation des Haarscherens überstanden, so ist es wohlthuend, dem türkischen Gebrauche zu folgen und ein nahe gelegenes Kaffeehaus aufzusuchen. Wir

treten in ein vornehmes Kaffeehaus. Die Wände sind ordentlich geweißt und reich mit arabischer Ornamentik verziert. In einem Winkel steht der Kamin mit lustig prasselndem Feuer darin, über dem auf einem Roste zwei große kupferne Kannen stehen. Rings um die Wände des Zimmers ziehen sich Steinbänke, von denen einige mit Matrasen, andere nur mit Strohmatten bedeckt sind. In der Mitte stehen Bänke aus Palmenzweigen. Auf dem Diwan an den Wänden sitzen Gäste. Einige rauchen ihre Wasserpfeife, ohne dabei ein Wort zu sprechen, andere unterhalten sich beim Würfelspiel, und wieder andere spielen Schach. Der Kawedji ist schon dabei, den Kaffee für uns zu bereiten. Er füllt ein kupfernes Rännchen mit heißem Wasser und bringt es über das Feuer, wobei er es mit der linken Hand an dem langen kupfernen Stiele hält; in wenigen Augenblicken kocht es. Dann nimmt er eine geschlossene Büchse mit feingestossenem Kaffeepulver aus echten Mokkabohnen, die erst vor wenigen Stunden gebrannt worden sind, zählt schnell die Zahl der Personen ab und schüttet für jede einen gehäuften Teelöffel voll Kaffeepulver in das Rännchen, läßt dann den Kaffee noch einmal aufschäumen, gießt ihn in die Täßchen und präsentiert ihn uns mit einem freundlichen „Gott lasse euren Morgen glücklich sein, meine Herren“. Darauf eilt er zurück, um die bestellten Wasserpfeifen herbeizubringen.

Abends ist solch ein Kaffeehaus sehr belebt. Jeder Türke oder Araber geht nach beendetem Tagewerk hin, um sich mit andern zu unterhalten und in Gemütlichkeit seinen Mokka zu schlürfen. Während der langen Nächte des Ramadan (Fastenmonat) erscheint hier der „Meddah“ und erzählt Geschichten aus Tausendundeiner Nacht oder Szenen aus dem Leben arabischer Helden. Und keiner wendet ein Auge von ihm, kein Laut ist hörbar, denn keiner will ein Wort der Erzählung verlieren. Endlich hat der Meddah sich müde geredet und ruft „Preist den Propheten! Kawedji, eine Tasse!“ Er erquickt sich und fährt dann fort, von neuem den berausenden Schwall seiner Worte auszuteilen. Er führt seine Zuhörer in das Schlachtgetümmel und zeigt ihnen seinen Helden im wildesten Kampfe, um-

ringt von Gefahren. Die Heere der Christen sind angekommen, durch Zauberkünste hat sich einer ihrer Sultane vierzig Riesen unterworfen, von denen jeder tausend andere Riesen unter seinem Befehl hat, keinen unter vierzig Armlängen Körperhöhe und keinen, der nicht mit der Stärke von hundert Menschen begabt wäre. Ihnen gegenüber steht der Held . . .

Die Kaffeebohnen werden zum Gebrauche nur leicht gebräunt und nicht gemahlen, sondern in großen Steintrögen mit schweren eisernen Reulen zu feinem Pulver zerstoßen. Durch mehrere enge Haarsiebe geschüttelt, wird dieses Pulver so fein wie Mehl, so daß es beim Trinken mitgenossen werden kann.

Um das Leben in Kairo wirklich kennen zu lernen, ist es notwendig, sich mitten in einem der arabischen Quartiere eine Wohnung zu mieten. Ich habe in Kairo lange zwischen Arabern gewohnt und bin mit ihnen stets in bestem Einvernehmen geblieben.

Manchmal freilich hatte ich sonderbaren Besuch. Ich bewohnte den ersten Stock, während die ganzen unteren Räumlichkeiten leer standen. Dort gab es Skorpione, Ratten, Mäuse und Eidechsen, zuweilen auch Schlangen. In meinem Stockwerk erschienen jede Nacht Geckonen, d. h. nächtliche Eidechsen mit fünf breiten Fingern, mit deren Hilfe sie sich überall anhängen und selbst an der Decke hinlaufen können. Mit großem Vergnügen hörte ich ihr lautes „Geckgeck“ und sah ihrer Jagd auf Fliegen zu, die sie nach Art der Chamäleons mit der Zunge fingen. Bei Tage wurden uns die ägyptischen Hornissen eine arge Belästigung, denn sie erschienen in ganzen Scharen, sobald der Koch seine Fleischstücke im Hofe aufgehängt hatte. Im übrigen lebte ich in meinem einsamen Hause ein wahres Stilleben. Einer meiner Bedienten, ein Nubier namens Mohammed, handhabte die edle Kochkunst, ging morgens auf den Markt, um einzukaufen, und ließ sich das nötige Wasser durch einen „Sakha“ oder Wasserträger ins Haus schaffen.

Von einem solchen Hause aus machten wir unsere Ausflüge in die Stadt und ihre Umgebung, natürlich zu Esel.

Aber da fällt mir ein, daß ich diese Tiere und ihre Treiber, die zu den interessantesten Persönlichkeiten Kairo's gehören, noch gar nicht beschrieben habe. Die Esel selbst — die uns hier nichts angehen — sind die Droschken, die Eseljungen die Droschkenkutscher des Orients. Sie stehen mit ihren Tieren auf jedem belebten Platze von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Erst wenn man längere Zeit in Agypten gelebt hat und des Arabischen kundig ist, lernt man sie kennen.

„Sieh, Herr, diese Dampfmaschine von einem Esel, wie ich ihn dir biete, und vergleiche mit ihm die übrigen, die andere Jungen dir anpreisen! Sie werden unter dir zusammenbrechen, denn du bist stark, aber der meinige! Dem ist es eine Kleinigkeit, mit dir wie eine Gazelle davonzulaufen. Es ist ein europäischer Esel, ich lasse nur Franken darauf reiten. Er ist ein Kahiriner Esel. Ei, du Kahiriner, lauf und bestätige dem Herrn meine Worte!“ Oder: „Herr, du verlangst einen Esel? Kennst du mich und meinen Esel nicht? Warum suchst du nach einem anderen? Ich bin ja Ali, der Sohn Ibrahims, wir sind oft zusammen ausgeritten und du bist immer zufrieden gewesen. Komm, besteige meinen Esel!“

Unter „Zusammenausreiten“ versteht der „Hamari“, daß man selbst reitet und er zu Fuß hinterhertrabt. Dabei treibt er unaufhörlich mit Zungenschnalzen und Stößen, Stichen und Schlägen seines Stockes den Esel an und folgt ihm meilenweit, ohne innezuhalten, ja trägt ihm noch seinen Futtersack nach. Sechsjährige Jungen laufen schon den ganzen Tag hinter ihrem trabenden oder galoppierenden Esel einher und sind doch immer frohen Mutes.

Die Eseljungen sind ohne Ausnahme kluge, verschmigte Kerle, die man zu allem gebrauchen kann. Sie sind Neuigkeitskrämer, Briefträger und Diener, kurz sie tun alles, was man verlangt, und noch mehr. Sie kennen die Wohnungen aller hervorragenden Persönlichkeiten, wissen sich allen Launen der Reisenden zu fügen, verstehen es trefflich, eine Dame mit der nötigen Sorgfalt zu bedienen und sie mit schmeichelnden Redensarten zu unterhalten; aller Kniffe kundig, sind sie dem ernstesten Mohammedaner ein

gesetzter, dem Europäer ein kurzweiliger Begleiter. Freilich regelt auch bei ihnen der größere oder geringere in Aussicht stehende Bakschisch (Trinkgeld) ihre Tätigkeit, aber das ist ihnen, die für fünf Piafter (etwa 1 Mark) samt ihrem Esel den ganzen Tag arbeiten, nicht zu verdienen.

Das treffliche Gedächtnis der Hamari ist oft von Nutzen, gibt aber noch öfter Gelegenheit zu ergötzlichen Geschichten. Einer meiner Freunde kehrte nach mehr als zwei Jahren von einer beschwerlichen Reise nach Kairo zurück. Beinahe unkenntlich durch sein verbranntes Gesicht, durch veränderte Kleidung und anderen Bartschnitt, wurde er doch augenblicklich von dem Eseltreiber erkannt, dessen er sich trotz aller Anstrengung nicht zu entsinnen vermochte.

„Sei mir gegrüßt, Herr! Der Allmächtige segne deinen Eingang! Gott sei dank, daß du in Frieden zurückgekehrt bist! Wie geht es dir?“

„Danke. Wer bist du denn, und was willst du?“

„O Herr, du kennst mich nicht? Ich bin dein Eseltreiber, dem du zwanzig Para (etwa 10 Pfennige) schuldig bliebst, bevor du abreistest. Gib mir das Geld!“

Mein Freund war dem Burschen wirklich die Summe schuldig geblieben.

Das also sind die Kerle, ohne die es völlig unmöglich wäre, Kairo genauer kennen zu lernen. Wir rufen ein paar vor unser Haus, besteigen ihre Tiere und reiten in kurzem Galopp durch die Straßen, um uns zunächst die öffentlichen Gebäude anzusehen.

Beginnen wir mit der Zitadelle, diesem phantastisch-babylonischen Wirrsal von Höfen und mäandrischen¹ Mauergängen, von Kasernen und Palästen, von jäh abstürzenden Felsenmauern und schauerlichen Nordwinkeln, in denen die Geister der massakrierten Mameluckenhäuptlinge und heimlich umgebrachten Harems Schönheiten spuken. Ruinen und Neubauten, Schutthausen und Prachtbauten, in Marmor ausgeführt, Felsenbrunnen, die bis zum Nilspiegel herabreichen, und Minarette, die wie ungeheure Wachskerzen auf Randelabern um das Heiligtum

¹ gekrümmt, von dem Flusse Mäander in Kleinasien.

der Kuppel aufgesteckt sind, durchirrt hier der Fremdling mit zagendem Fuß.

Die Zitadelle liegt südöstlich der Stadt auf einem Ausläufer des Mokatangebirges und enthält den Palast, die Regierungsgebäude, die Münze, eine Gewehrfabrik und die große Moschee des Mohammed Ali. Die Hauptkuppel wird von hohen Pfeilern getragen und zeigt auf dunkelblauem Grunde Koransprüche in Goldschrift. Fußhohe Buchstabenreihen mit kunstvoll verschlungenen Schriftzügen ziehen sich um den Fries der Kuppel herum. Außerhalb ist die Moschee von Bogengängen umgeben, von denen aus das Innere des Heiligtums durch große, mit Metallgittern verschlossene Fenster erhellt wird. Sie sind, ebenso wie ein großer Teil des Innern, aus geschliffenem Alabaster erbaut. Zwei himmelanstrebende Minarette krönen den Bau.

Im Nordosten dehnt sich am Abhang des Mokatam die Mameluckengräberstadt in einer Länge von über dreiviertel Wegstunden, gleich vor den Thoren der Stadt. Jenseits davon, am Rande einer weiten, spärlich von Sykomoren, Dattelpalmen und Tamarisken (Zierstrauch) unterbrochenen Ebene taucht der hohe Obelisk von Helio-polis auf, wie ein Grenzstein des Reichthums der ungeheuren Hauptstadt am Nil, auf deren Gräber und Paläste, Siegestore und Schutthaufen, lebendige und tote Mysterien man aus der Vogelperspektive herabblicken darf.

Im Südwesten führt ein Aquädukt die Nilwasser bei der uralten Amru-Moschee ins Land; und wie majestätisch treibt der geheimnisvolle Strom seine Wogen zwischen Giseh und Alt-Kairo der Insel Rhoda entgegen, die er gleichsam als grünes Bollwerk, als eine schwimmende Opfergabe von Blumen und Früchten der alten Gottheit Rahiras entgegenschickt. Dem paradiesischen Eiland schließen sich die Plantagen Ibrahims in Fostat an, im ungeheuren Panorama wie ein Smaragd auf dem flüssigen Silber des segenspendenden Stroms.

Die schönste der altehrwürdigen Moscheen ist die des Sultans Hassan, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts erbaut worden ist. Interessanter ist die Djama-el-Uschr-



Kairo: Eingeborenenviertel.

Phot. Lehnert & Mandrock, Kairo.

Moschee, wenn sie der erstgenannten an Schönheit auch nachsteht. Sie wurde im Jahre 981 erbaut.

Jede Moschee besteht aus drei Theilen: dem Vorhof, der Halle und dem heiligen Raum mit der in der Richtung auf Mekka, der Kabbala, gelegenen Nische. Der Besucher wäscht sich im Vorhofe und kniet auf einer der Strohmatten hin zum Gebet. Von der Kanzel spricht der Geistliche nur an bestimmten Feiertagen.

Gewöhnlich sind mit den Moscheen öffentliche Wohltätigkeitsanstalten verbunden. Die Moscheen hatten namhafte Einkünfte und besaßen wie die christlichen Klöster große Ländereien, bis Mohammed Ali im Jahre 1805 allen Grundbesitz aufhob, sich zum alleinigen Eigentümer erklärte und in den Jahren 1810 bis 1812 auch das Besitztum der Moscheen einzog. Seine Maßregel brachte eine lebhaftere Entrüstung unter dem Volke hervor, doch sind die Moscheen nicht verarmt. Viele Arme und Blinde werden von ihnen unterhalten, Hungrige gespeist, Kranke mit Arzneien versehen, Irre versorgt, Pilger und Reisende beherbergt und unter anderem auch Brunnen gebaut.

Die öffentlichen Brunnen sind eine große Wohlthat für das Volk. Man sieht sie fast in jeder Straße, wenigstens in der Nähe einer Moschee. Messingbecher an Ketten sind da zum Gebrauch eines jeden, der trinken will. Um den Brunnen herum sind oft noch Steinbänke zum Ausruhen angebracht. In der That, man muß im heißen Afrika gelebt haben, um Wasser schätzen zu lernen. Auch in den dichtbelebten Straßen Kairos gehen Wasserträger auf und ab, um Durstigen ihr Getränk anzubieten. An Achselbändern tragen sie eine große Flasche mit blechernem Ausguß, in den Händen Messingschalen, und gehen rufend und klappernd durch das Gedränge. Auch diese Wasserträger sind häufig Abgesandte der Moscheen, gewöhnlich bevorzugte Arme, denen man durch die Erlaubnis, Wasser feilbieten zu dürfen, kleine Einnahmen sichern will. Die Wohlhabenden geben ihnen fünf oder zehn Para, den Armen reichen die Wasserträger ihre Gabe umsonst.

Die Umgebung Kairos ist nicht besonders schön, gewinnt aber durch die großartigen Denkmäler der Ver-

gangenheit. Südlich von Großkairo liegt (über eine halbe Meile lang und eine viertel Meile breit) am Fuße des Mokatam in der Wüste die Stadt der Toten, rings um die Moschee Amru, die älteste Kairo's. Wer zwischen den Tausenden von Gräbern, die vielfach noch mit Kapellen und Kuppeln überbaut sind, umherwandelt, dem wird ganz eigen zumute. Der Geist des Friedhofs überkommt einen. Da schlummern die Toten friedlich in der Wüste, kaum daß man einen Laut hört, kaum daß man einen Vogel oder eine Eidechse sieht. Alles ist still und heilig, wie es auf einem Friedhofe sein muß. Gassenartig angelegte Reihen von kuppelüberdachten Grabmälern überwölben die Gräber der früheren Herrscher, der Mamelucken, andere gehören Reichen und Mächtigen des Landes an. Und dazwischen sieht man im Sande ein halbverfallenes elendes Grab, ohne die stolze, prunkende Inschrift, die wir an jenen bemerken: wem mag es zugehören? Es ist ein eigener Gedanke, auf den Gräbern der Toten Prachtbauten zu errichten, eine Stadt der Toten zu bauen. Man meint, daß einer von denen, die hier schlummern, nachdem das Schwert, die Seuche oder das Alter sie hingerafft, aus einem der Gebäude hervortreten müsse, um dem Besucher dieser Stätte viel, sehr viel zu erzählen aus verflossenen Jahrhunderten; das Grausen überkommt einen fast.

Nun so schlaft denn im Frieden Gottes, ihr treuen und ungetreuen Diener des Propheten. Möge nie eine frevelnde Hand an euren Wohnungen rütteln; möge weiter der traurig-melancholische Ruf der Wüstenlerche über euren Ruhestätten erschallen, als sei er in seiner unendlichen Schwermut ein Klagegesang. Er stört euch nicht, so wenig ihr den bunten Steinschmäzer vertreibt, der seine Niststätte in euren Wohnungen baut. Allah archamkum! Gott sei euch gnädig.

Weiter nördlich, also südöstlich der Stadt, liegen die Kalifengräber¹, an hundert prachtvolle, aus allen Epochen der sarazenisch-arabischen Baukunst stammende Moscheen

¹ Agypten war mehrere Jahrhunderte ein Teil des mohammedanischen oder Kalifen-Reiches.

mit hohen Ruppeln und Minaretten, innen und außen mit wirr durcheinandergeschlungenen und doch harmonisch zum Ganzen passenden Arabesken. Kein Zeichner ist imstande, dem Chaos von Blumen, Blättern und Zweigen mit seinem Bleistift zu folgen. Licht und Schatten wechseln bei der Beleuchtung Ägyptens in einer Weise ab, die gar nicht zu beschreiben ist. Man muß die Kalifengräber gesehen, man muß vor ihnen im Wüstenande gestanden und das Tosen der Hauptstadt hier in der ewigen Stille der Wüste wie fernes Gemurmel gehört haben, wenn man den Eindruck fühlen will, den sie erzeugen.

Gegen zwei Stunden von Kairo entfernt liegt das berühmte Heliopolis (Sonnenstadt), das schon in der Bibel erwähnt wird unter dem Namen „On“ (1. Buch Mose 41, 50). An der Stelle des alten Sonnentempels steht heute das Dorf Materie. Nur noch ein einziger Obelisk ragt zum Himmel, das übrige liegt im Schutt begraben, auf dem man zum Teil schon wieder Gärten angelegt hat. Der Obelisk ist einer der größten und schönsten, die ich in Ägypten gesehen habe; Mauerwespen sind jetzt an der Arbeit, seine Hieroglyphen mit Lehm zu umbauen.

Nicht allzu weit von dem Obelisk entfernt stößt man auf eine Merkwürdigkeit in Ägypten: eine Quelle mit süßem Wasser. Die Araber nennen sie „Sonnenquelle“. Die Sage bezeichnet sie als dieselbe, aus der einst Joseph und Maria auf ihrer Flucht nach Ägypten getrunken haben. Ganz in der Nähe steht eine uralte, riesige Sykomore¹, und unter diesem Baume soll die Mutter des Heilands mit Mann und Kind gerastet haben, nachdem sie sich an der Quelle erquickt.

Zwei Stunden südöstlich von Kairo stoßen wir auf eine andere Merkwürdigkeit, auf den „versteinerten Wald“, der in der arabischen Wüste liegt. Welcher Prozeß mit dem Holze vorgegangen ist, kann ich nicht sagen. Keiner der Stämme ist über zehn Fuß lang, und häufig liegen sie

¹ oder Maulbeerfeigenbaum, gehört zur Gattung der Feigenbäume. Es ist eine 12—15 m hoher Baum, der die wohlschmeckenden Maulbeerfeigen trägt und aus dessen festem Holz zumeist die Mumienfärge gearbeitet werden.

drei oder vier Fuß voneinander entfernt, als seien sie in der Luft versteinert und durch ihren Sturz erst zerbrochen. Die Struktur des Holzes ist noch sehr gut zu erkennen.

Die Pyramiden.

Es war am 16. September. Der Nil hatte seinen höchsten Stand erreicht, alle Kanäle waren gefüllt, die Felber überflutet. Man konnte nur auf hohen Dämmen zwischen den Wasserflächen dahinreiten, aber die Sonne blizte wieder so goldig auf den ungeheuren Wasserspiegel, und die fruchtbeladenen Palmen wiegten ihre Kronen in einem so lieblichen Westwinde, daß es uns dennoch mächtig hinauszog ins Freie, hinüber zu den blendenden Steinmassen, die wir jetzt täglich aus der Ferne gesehen hatten. Wir wollten die Pyramiden besuchen.

Einer unserer neuen Bekannten, der uns als landeskundiger Führer und angenehmer Gesellschafter liebge-wordene Baron von Brede, begleitete uns. Er half uns die notwendigsten Einkäufe in Wein, Brot, Fleisch, Kaffee, Lichten usw. machen, bestellte vier starke Esel und ritt mit uns nachmittags 3 Uhr von Bulak ab. Der Weg führte zuerst nach Alt-Kairo, von wo wir uns samt unseren Eseln in einer Fähre, einer „Maädije“, nach Giseh über-setzen ließen. Die Tiere waren so an die Art des Trans-portes gewöhnt, daß sie sofort in die Barke setzten; ein störrischer Esel, der Zelträger, wurde entladen, von zwei handfesten Arabern am Kopfe und Schwanz gepackt und so gewaltsam in den „Bauch des Schiffes“ geworfen.

In Giseh kauften die Treiber Brot und Zwiebeln für sich und Bohnen für die Tiere; dann führten sie uns durch viele Winkelgäßchen ins Freie. Da lagen sie nunmehr nahe vor uns, die großartigsten Bauwerke der Welt, aber leider hatte die Überschwemmung das zwischen uns und den Pyramiden liegende Land in einen See verwandelt, aus dessen Wasser hier und da ein Dorf oder ein Stück Weges hervorsah. Wir mußten wohl das Dreifache des gewöhnlichen Weges zurücklegen, ehe wir die Wüste be-treten konnten.

Das Wasser war belebt von unzählbaren Möwen- und Entenscharen. Pelikane fischten an tieferen Stellen, Reiher und Störche entflohen schon aus großer Entfernung vor den herannahenden Menschen.

Erst lange nach Sonnenuntergang standen wir am Fuße der Pyramiden. Wir schlugen unser Zelt im Wüstensande auf, scharften den Sand zu Polstern zusammen und legten auf diese die mitgebrachten Teppiche. In der Mitte des Zeltes brannte ein lustiges Feuerchen, und ein schnell bereiteter Glühwein übte seine erheiternde Wirkung. Bald klangen deutsche Lieder in die Wüste hinaus, und ihre Klänge lockten uns nach. Wir traten vor das Zelt, um die köstliche Nacht zu genießen. Die riesigen Pyramiden waren zauberhaft vom Monde beleuchtet; das Licht der Sterne funkelte in ewiger Reinheit zu uns hernieder, die Luft war klar und kühl, die Ruhe der Nacht lag auf der Wüste. Rein Laut war vernehmbar, nur zuweilen knisterte das verlöschende Feuer. Wir durchwachten beinahe die ganze Nacht. Vor dem Schlafengehen feuerte Wrede ein paar Schüsse ab, um die umwohnenden Araber vor etwaigen Angriffen zu warnen.

Am folgenden Morgen war eine Gesellschaft von Arabern angelangt, um uns beim Besteigen der Pyramiden behilflich zu sein; ihr Schech¹ bestimmte für jeden von uns zwei rüstige Männer als Begleitung und übergab uns den schon ungeduldig Harrenden.

Die Ecken der Pyramiden sind genau nach den vier Weltgegenden gerichtet. Wir wählten die nördliche Seite zum Hinaufsteigen. Unsere Begleiter sprangen die im Anfang gegen fünf Fuß hohen Staffeln oder Mauer-schichten, von denen bis zur Spitze zweihundertzwei gezählt wurden, hinan und zogen uns an den Armen nach. Schon nach fünf Minuten langem Steigen mußten wir haltmachen, wir hatten kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt. Nach weiteren fünf Minuten standen wir auf dem Gipfel der Cheopspyramide, einer Fläche von vierhundert Quadratfuß. Dort ruhten wir aus und ließen die Blicke umher-

¹ oder Scheich — Häuptling, Ältester.

schweifen. Zuerst hafteten sie auf der überschwemmten Fläche, aus deren Wasserspiegel die Fellachendörfer mit ihren Palmenhainen hervorsahen, dann folgen sie dem silberglänzenden Bande, das sich durch grüne Gefilde dahinzog, dem heiligen Nilstrom mit seinen Dörfern und den drei Schwesterstädten Bulak, Giseh und Alt-Kairo. Rechts weilten sie an den in weiter Ferne die Kronen eines unabsehbaren Palmenwaldes überragenden Pyramiden von Sakkarah; links lag das freundliche Schubra mit seinen grünenden Gärten und weißgetünchten Landhäusern; in der Mitte des ganzen Bildes aber fesselte den Blick die Stadt der Kalifen, das siegesstolze Kairo. Gelehnt an den Djebel (Berg) el-Mokadam, umgeben von Wüste, Gärten, Feldern, Palmenhainen, Dörfchen und der stillen „Stadt der Toten“, unter dem Schutze der über ihr wie ein Herrscher thronenden Zitadelle liegt Kairo vor uns; seine Minarette glühen im Golde der Morgensonne, ein leichter Duft hüllt sie in zarten Schleier. Nach allen Seiten breitet sich das Häusermeer, und phantastisch gestaltete Ruppeln tauchen heraus. Zu unseren Füßen endlich sehen wir unser kleines Lager mit etlichen, uns nur ameisengroß erscheinenden Menschen. Das ist die Vorderseite unserer Aussicht; sie sticht grell gegen die Rückseite ab. Von den dicht neben uns stehenden Pyramiden des Chefren und Mykerinos, der im Sande lagernden Sphinx und den von Sand überdeckten Mumiengräbern sich abwendend, irrt das Auge, wohin es sich auch wenden mag, in der Wüste umher. Nichts sieht es als Wellen gelben Sandes oder graue Steinmassen.

Zu unserem Abstiege wählten wir dieselbe Seite, an der wir emporgeklommen waren. Das Absteigen ist beschwerlicher als das Hinaufklettern, aber mit Hilfe unserer Araber kamen wir glücklich herab und wandten uns, da wir auch das Innere sehen wollten, sogleich nach dem gegen vierzig Fuß über der Sandebene gelegenen Eingang.

Der Eingang der Cheopspyramide wurde erst entdeckt, nachdem eine große Kalksteinplatte, die bisher die Granitblöcke des in das Innere führenden Ganges verdeckt hatte, herabfiel. Man räumte dann eine wohl zehn Fuß starke

Mauer ab und gelangte so zu dem engen und schmalen, unter einem Winkel von 25 Grad etwa hundertzwanzig Fuß ins Innere führenden Gange. Die Wände bestehen aus poliertem Granit; in den Fußboden hat man, um das Gehen zu erleichtern, Löcher gehauen.

Mit angezündeten Lichten traten wir ein. Der scharfe, widerliche Geruch, den die Exkremente (Kot) der zahlreich im Innern aller ägyptischen Monumente hausenden Fledermäuse zurücklassen, machte das Vordringen unangenehm. Je weiter wir außerdem ins Innere gelangten, desto beschwerlicher wurde die Wanderung. Gänzlicher Mangel an frischer Luft, Hitze und Staub beengten die Brust. Am Ende des schrägen Ganges gelangten wir in einen wagerecht hinlaufenden, kletterten über einige Steinblöcke und betraten alsdann einen stark ansteigenden dritten Gang, der endlich in die Königskammer führte. Diese ist zwei- und dreißig Fuß lang, sechzehn breit und achtzehn hoch, mit mächtigen Steinblöcken überdeckt und enthält einen sieben Fuß langen und drei Fuß breiten, wie die Wände der Kammer aus poliertem Granit bestehenden Sarkophag, der beim Darauffschlagen einen hellen, im Innern der Kammer dröhnend widerhallenden Glockenton von sich gibt. Die Kammer der Königin liegt tiefer, ist aber der des Königs sonst ähnlich. Der Staub und die drückende Hitze peinigten uns zu sehr, als daß wir noch weitere Räume der Pyramide zu besuchen Lust gehabt hätten.

Rund um unser Zelt hatte sich inzwischen ein kleiner Markt gebildet. Die umwohnenden Fellachen brachten kleine aus Ton geformte Mumienbilder und heilige Käfer, andere selbstgefertigte Mumienköpfe zum Verkauf. Die geldarmen Fellachen sind erfinderisch. Sie schneiden Skarabäen¹ und Mumienbilder aus Steinen, schlagen kupferne Geldstücke und umwickeln mit Raffee gegilbtes Papier mit echten Papyrusstücken, um damit geldspendende Engländer zu betrügen.

Gegen 3 Uhr nachmittags brachen wir unser Zelt ab, nahmen in Giseh eine kleine Barke und langten bei einbrechender Nacht wieder in Bulak an.

¹ von dem alten Ägyptern heilig gehaltene Käfer.

Von Kairo bis Luxor.

Am Nachmittag des 28. September bestiegen wir eine große, bequeme Nilbarke und nahmen mit krachenden Salven von Kairo Abschied. Unsere Gefühle waren wehmütig gestimmt; es war uns, als würden wir nunmehr für immer vom Vaterlande getrennt. Aber die Begierde, fremde Länder zu sehen, ist mächtiger. Balsamischer Duft weht von der Insel Rhoda herüber, die noch vor kurzem in der Sonne erglühenden Minarette der Zitadelle hüllen sich in das Dunkel der Nacht, die Stadt der Kalifen entschwindet dem Auge. Mit der Nacht erschläfft der Wind, nur leise bläst er noch in die Segel, und lustig plätschern die Wellen am Bug unseres Schiffes.

Man kann sich keine angenehmere Reise denken als die in einer Nilbarke, wenn man mit allem Nötigen versehen ist. Bei längeren Nilreisen mietet man das Schiff mit seiner Mannschaft auf unbestimmte Frist; für eine monatlich zu zahlende Summe schwimmt man ganz nach Belieben auf dem Weltstrom herum und findet in allen Ortschaften Agyptens das Unentbehrlichste zur Nahrung und Notdurft des Leibes. Jedenfalls ist die Segelbarke den Dampfschiffen vorzuziehen, die jetzt in wenigen Tagen das Pharaonenland durchheilen, kaum Zeit lassend, seine Wunderwerke zu besichtigen.

Unsere Reise durch Oberägypten gewann mit jedem Tage an Interesse. Weite, im Frühlingsgrün stehende Saatfelder, fruchtbeschwerte, zu großen Wäldern vereinigte Dattelpalmen, Dörfer und Städte, öde liegende, von Kiedgras in Besitz genommene Strecken guten Ackerlandes, Sandebenen, kahle Gebirge mit jach abstürzenden Felspartien oder geröllbedeckten Hängen, Trümmer altägyptischer Tempel und verfallene Wohnsitze wechseln ab. Der Vergnügungsreisende hat Zeit genug, alles Merkwürdige zu besichtigen, wir konnten nur die Morgenstunden den Besuchen des festen Landes widmen, womit wir dann gleich die Jagd verbanden. Freilich, auch diese wurde uns durch die Nimrode unter unserer Reisegesellschaft oft genug verleidet. Jeder, der ein Gewehr führen zu können



Tempel in Luxor.

Phot. Lehnert & Landrock, Kairo.

glaubte, zog damit aus, unschuldig Wild zu erjagen; denn nicht dem saatenverwüstenden Wildschwein oder der in Höhlen und Steinflüften hausenden Hyäne, nicht dem listig die Felder durchschleichenden Fuchse, dem eierraubenden Ichneumon¹ oder dem mordlustigen Sumpfluchse galt die Jagd, sondern harmlose, zahme und wilde Tauben, arglose Strandvögel, schreiende Riebiße, dumm-dreiste Raben oder Turmfalken und Nachtkäuzchen erlegte man. Dann bekam Mohammed, der die edle Kochkunst auf unserer Barke handhabende Nubier, Arbeit vollauf. Trotz aller Rivalen vermehrte sich unsere Sammlung von Tag zu Tag. Ehe die Sonne noch über die Nilgebirge heraufstieg, verließen wir das Schiff und wanderten ihm voran stromaufwärts. Agypten war damals für mich eine neue Welt und jeder mir noch wenig bekannte Vogel ein köstlicher Fund. Ich lebte der Jagd und nur der Jagd. Gewöhnlich waren wir nach kurzer Zeit so reich mit Beute beladen, daß wir nach der mit dem inzwischen auf gekommenen Winde heransegelnden Barke zurückkehren konnten.

Der Wind war uns während der ganzen Reise günstig. Schon seit mehr als einem Monat wehten die für die Schiffahrt auf dem Nil äußerst wertvollen Nordwinde, die gewöhnlich erst Mitte Oktober beginnen und bis Ende März oder Anfang April währen; in diesem Jahre waren sie aber schon früher eingetreten. Andere Luftströmungen halten selten über einen Tag lang an. Am Morgen erhebt sich der Wind gegen 9 Uhr und weht unausgesetzt bis gegen Sonnenuntergang; dann tritt Windstille ein. Oft kehrt aber schon nach wenigen Stunden der Wind zurück und bläst bis zur Kühle des dämmernden Morgens mit wechselnder Stärke. Zuweilen wird der Nordwind so heftig, daß die zu Tal gehenden Schiffe, trotzdem man sie entmgstet hat und mit Rudern fortbewegt, nicht von der Stelle kommen. In den Monaten April, Mai, Juni und Juli wechseln Winde aus allen Richtungen der Windrose ab; häufig tritt dann auch der die Bäume entblätternde

¹ ein dem Iltis ähnliches Tier von etwa 65 cm Länge mit 45 cm langem Schwanz. Es war den Agyptern heilig, weil es die Arotobileier fraß.

Chamsin¹ auf. Dann stockt die Schifffahrt. Reiner West- oder Ostwind dagegen hindert sie nicht.

Am 2. Oktober legten wir im Hafen von Minje an. Ein türkischer Offizier kam an Bord und gab sich als ein schon mehrere Jahre in ägyptischen Diensten stehender Franzose zu erkennen. Wir erfuhren bald, daß er mit seiner türkischen Tracht auch türkische Gebräuche angenommen hatte, denn kurz nach seinem Weggang brachte uns sein Diener einen fetten Hammel und einen großen Korb voll Brot als Beweis der Gastfreundschaft. Mittags segelten wir weiter.

In den Dörfern, die wir bisher besuchten, fanden wir fast nur Greise, Frauen und Kinder; die Männer und Jünglinge brauchte oder beanspruchte der Bizekönig für sein Heer, seine Bauten, Fabriken und Schiffe oder für seine Handelsunternehmungen. Die Aushebungen des Paschas sollen am nachtheiligsten auf die Vermehrung der Bevölkerung einwirken, wenigstens ist die Furcht vor ihnen so groß, daß achtzig Prozent der arabischen Mütter ihren Säuglingen den Zeigefinger der rechten Hand zu verstümmeln pflegen, um sie zum Militärdienst untauglich zu machen. Zwar hat der strenge Befehl der Regierung, gerade die so verstümmelten Jünglinge zu Soldaten zu nehmen, diese grauenhafte Sitte eingeschränkt, aber ihr noch keineswegs Einhalt getan. Es ist nicht zu verkennen, daß sich die Einwohnerzahl Ägyptens zusehends verringert.

Wenn wir ein Dorf betraten, wurden wir gewöhnlich von Kranken umringt, die uns für Ärzte hielten und Hilfe begehrten. In Koffeir fanden wir zwei Fieberkranke, von denen der eine seit einem Vierteljahre, der andere seit dreizehn Monaten daniederlag. Die Unglücklichen sahen gefaßt dem Tode entgegen. Ihre Heilkünstler können das Fieber, den Dämon Ägyptens, nicht bändigen.

Am 12. Oktober legten wir in der Nähe der Ruinen des hunderttorigen Theben, beim Dorfe Lufkor an. Elende Fellachenhütten stehen in und auf einem Tempelportale; das Dorf selbst verbirgt dem Auge zahlreiche Denkmäler.

¹ ein trockener und warmer Wind, der aus der Sahara nach Ägypten weht und Temperaturen von oft über 50° mitbringt. Es hat eine solche Kraft, daß er schwere Staub- und Sandmassen weithin mit sich fortführt.

Die Königsgräber.

Alle ägyptischen Monumente sind großartig, aber steif und tot. Die griechischen Tempel und anderen Denkmäler der Baukunst und Bildhauerei erwärmen und begeistern mit ihren lebensvollen Formen das Herz des Beschauers; wer diese gesehen, den lassen die ägyptischen kalt. Nach meiner Ansicht gibt es nur drei wirklich erhabene Denkmäler altägyptischer Baukunst: die Pyramiden, die Königsgräber und die Felsentempel von Abu-Simbel. An allen übrigen Monumenten sind die zum Bau verwendeten riesigen Werkstücke, die mit unübertroffener Genauigkeit eingemeißelten Hieroglyphenreihen von höchstem Interesse und die großartigen Anlagen der Werke staunenerregend, aber nur das Kolossale, nicht die Formen bewundert man. Die Bilder der heiligen altägyptischen Schrift verschwinden neben griechischen Skulpturen, selbst neben Arabesken, die ernstesten Kolosse erbleichen neben den lebensfrischen Statuen der Griechen. In diesen spiegelt sich die blumenreiche Poesie der Mythé¹, in jenen liegt der düstere Ernst des Gottesdienstes der verschleierte Isis².

Anders ist es mit den Königsgräbern, die wie die meisten Tempel der alten Ägypter am linken Nilufer in der Wüste liegen. Auf einer breiten Straße, die noch deutlich zeigt, daß sie künstlich angelegt ist, zieht man in die Berge hinein. Immer öder und trauriger, tot und still wird der Weg, man reitet sichtbarlich ins Reich der Toten. In weitem Bogen umzieht die Straße die sich hier hoch erhebenden Gebirge; erst nachdem man eine halbe Meile zurückgelegt hat, gelangt man zum Eingange des jetzt mit Numero eins bezeichneten Königsgrabes. Die übrigen, wohl einige zwanzig an der Zahl, liegen in einem von steilen Berghängen umschlossenen Tale.

Es liegt ein tiefer Sinn in der Wahl dieses Friedhofs. Hier sieht man kein Geschöpf, keinen Vogel, bis hierher verirrt sich kein Tier. In diesen Gründen waltet heilige Ruhe und soll hier walten, denn hier ruhen die Könige des merkwürdigsten Volkes der Erde. Die Weisheit

¹ Sage, Fabel. ² altägyptische Göttin — Osiris heißt der altägyptische Gott.

seiner Priester bettete die aus dem wogenden Gewühl eines rauschenden Lebens Abgeschiedenen an einem erhabenen Orte heiliger Stille. Berge bedeckten die Räume, in denen die Sarkophage mächtiger Herrscher standen, Steingeröll verbarg die Grabespforte, und dennoch wagte die frevelnde Hand späterer Geschlechter, die vermauerten Eingänge zu öffnen und die Särge aufzubrechen, den heiligen Friedhof zu entweihen.

Die Anlage der Gräber ist mit wenigen Abweichungen immer dieselbe. Mehrere Säle liegen hintereinander, und in dem letzten steht der Sarkophag. Wo der Felsen, in den man das Grab gehauen hat, glatt war, wurden die Hieroglyphenbilder in den Kalkstein, wo er zersplittert war, in einen Mörtelüberzug geschnitten. Die Bilder sind die Lebensbeschreibung des in dem Grabe Ruhenden; man sieht den König in der Schlacht, auf dem Throne, im Gebet, in häuslichen Verhältnissen und bei Vergnügungen dargestellt. Einzelne Wände zeigen von den Agyptern unterjochte Völkerschaften in der Sklaverei; ohne Mühe kann man den krausköpfigen Athiopier von dem feingegliederten Inder, den Juden vom Perser unterscheiden. Auf den getünchten Wänden prangen die Bilder vergangener Jahrtausende noch heute in unvergänglicher Farbenfrische, als hätte der Künstler gestern zum letztenmal seine Hand ans Werk gelegt. Manche Bilder sind mit Röteln vorgezeichnet, aber noch nicht in den Kalkmörtel eingegraben. Der König starb und sollte beigesetzt werden — da verstummte der Hammerschlag des Bildhauers, die Schar der Arbeiter zog dem Lichte zu, und die Priester brachten die Mumie zur Ruhe in der dunklen Gruft.

Den Rückweg von den Königsgräbern nimmt man über die hohen Berge, von deren Gipfel man eine entzückende Aussicht über das Niltal genießt. Unter und vor sich sieht man Karnak, Luxor, die Memnonssäulen, Medinet-Habu und andere Tempel und hart am Fuße des Gebirges den um des Mumienhandels willen durchwühlten und entweiheten Friedhof der früheren Einwohner der alten Königsstadt. Dann klettert man am Gebirge herab und gelangt nach Medinet-Habu, einem früheren Tempel-

palaste. Die früher tönenden Memnonstolosse sitzen jetzt mitten in fruchtbaren Weizenfeldern auf ihren uralten Postamenten.

Von Luxor bis Assuan¹.

Nach flüchtiger Besichtigung der Altertümer von Luxor und Karnak schickten wir uns zur Weiterreise an.

Der Wind blieb unausgesetzt günstig. Schon am 13. Oktober erreichten wir Esneh, am 16. den „Berg der Kette“ (Djebel el-Selseli), einen engen Strompaß, den letzten Damm, durch den sich der Nil Bahn brechen muß, bevor er seine Fluten still und ruhig im Schlammlande Ägyptens dahinwälzen konnte. Die Stelle ist merkwürdig, weil man am rechten Ufer großartige Steinbrüche, am gegenüberliegenden Katakomben und kleine Tempelportale sieht. Oberhalb des Djebel el-Selseli treten die Gebirge wieder im weiten Bogen zurück, und das Ackerland Ägyptens zeigt noch einmal seinen Reichtum. Am rechten Ufer liegt auf einem steilen, jetzt mit Sand überschütteten Felskegel Kom Ombo, ein Doppeltempel der Pharaonen.

Mit der Schnelligkeit eines kleinen Dampfbootes fuhren wir den Strom hinauf. Auf mehreren Sandinseln bemerkten wir die ersten Krokodile, die aber unsere Barke nicht einmal auf Büchschenschußweite herankommen ließen und langsam ins Wasser krochen. Gegen Abend legten wir in Assuan, der Grenzstadt Ägyptens gegen Nubien hin, neben einer Sklavenbarke an. Schon von weitem, lange bevor man die hinter Palmen versteckte Stadt gewahrt, sieht man das hoch auf den Bergen des linken Ufers gelegene Grabmal des heiligen Musa, des Schutzpatrons des ersten Katarakts. Im Strome türmen sich schwarzglänzende Granit- und Syenitmassen zusammen und hemmen im Sommer die Schiffahrt. Dann erscheint die Insel Elephantine wie ein lieblicher Garten und mit ihr Assuan. Bei hohem Nilstand kann man zu Schiff direkt bis an die Stadt gelangen, bei niederem Wasser muß man, am rechten

¹ bekannt durch den in neuerer Zeit hier errichteten Staudamm der die Überschwemmung und Bewässerung regelt.

Ufer hinfahrend, die Insel umschiffen und sich mit großer Vorsicht zwischen den letzten Felsblöcken der Stromschnelle hindurchwinden. Dann findet man in höchst romantischer Lage zwischen Granitblöcken mit Hieroglyphenbildern ein stilles Unterplätzchen, zu dem nur das ferne Tosen des Kataraktes dringt.

Affuan ist das alte Syene der Griechen. Früher war es wegen der berühmten Steinbrüche von größerer Bedeutung als jetzt. Die Steinbrüche, aus denen jene Obelisken und Säulen stammen, deren Massenhaftigkeit und Schönheit man in allen Tempelruinen Agyptens bewundert, liegen ganz in der Nähe der Stadt in der Wüste. Überall sieht man noch Spuren der Sprengarbeit der Alten, kleine, aber tiefe, in gerader Reihe in das Urgestein eingemeißelte Löcher, in denen man eingetriebene Holzkeile durch Übergießen mit Wasser so ausdehnte, daß sie Blöcke von mehreren tausend Zentnern Gewicht vom Felsen lösten. Das Urgestein ist das heutige Syenit. Die Blöcke wurden auf geebneten Wegen, deren Spuren ebenfalls noch sichtbar sind, vermittels Walzen nach den Schiffen gebracht und dann dem Ort ihrer Bestimmung zugeführt. Eine längere, durch die Wüste nach Philä führende Kunststraße entstammt wohl den Zeiten der Römerherrschaft, obschon viele Felsen in ihrer Nähe Hieroglyphen zeigen.

Weniger solide erbaute Festungswerke, Moscheen und Grabmäler aus einer viel späteren Periode, vielleicht noch aus der Zeit der Mameluckenherrschaft¹ stammend, nehmen einen großen Raum in der jetzigen Wüste ein. Sie liegen in Trümmern, aber die große Ausdehnung ihrer Massen deutet darauf hin, daß Affuan, der Stapelplatz des ersten Kataraktes, einst eine ansehnliche Handelsstadt gewesen sein muß.

Das heutige Affuan verdient nicht mehr den Namen einer Stadt. Es hat nur wenige und schlechte Kaufhallen, in denen man oft weder Käufer noch Verkäufer sieht, und ist der Sitz einer ägyptischen Behörde, weil alle nach dem Sudan gehenden und von dort kommenden Waren hier versteuert werden müssen.

¹ vor Unterjochung Agyptens durch die Türken 1517.

Von Assuan bis Wadi-Halfa an der zweiten Stromschnelle (Katarakt).

Die von Ägypten nach Nubien gehenden Nilschiffe passieren den Katarakt von Assuan, obgleich er nicht gefährlich ist, nur dann, wenn sich der Führer des Schiffes kontraktlich dazu verpflichtet hat. Unsere große Segelbarke wäre unter keinen Umständen dazu geeignet gewesen. Wir mußten unser Gepäck deshalb von Assuan aus mit Kamelen über die Stromschnelle befördern. Am 18. Oktober kamen Kameltreiber, beluden ihre stöhnenden Tiere mit dem Gepäck der Mission und zogen gegen Mittag dem Lagerplatz zu. Wir ritten auf Eseln nach und erreichten mit Sonnenuntergang das oberhalb der Stromschnelle gelegene Dörfchen Siale, dessen Umgebung wildromantisch ist. Die Gebirge treten in weitem Bogen zurück, und der Nil braust über ihre Ausläufer hinweg. Schwarzglänzende Syenit- und Porphyrmassen, theils zu ungeheuren Felsen vereinigt, theils wie von Riesenhand durcheinandergeworfen oder zusammengeschichtet, theilen den Strom in Hunderte von rauschenden Bächen, stauen ihn in einem Kessel auf und zwingen ihn, seine Fluten mit donnerndem Schwall über sie hinwegzuwälzen. Sonst ist die Gegend tot und öde.

Inmitten dieses Felsenchaos liegt die palmenbestandene grüne Insel Philä mit ihren Tempelruinen. Man glaubt ein Feenschloß vor sich zu sehen, wenn man sie zum ersten Male erblickt. Der ernste, gegen die dunklen Felsenmassen aber doch freundlich anmutende Tempel in der tiefen Einsamkeit, umtobt von immer aufs neue dahinrollenden Wasserstürzen und eingerahmt von duftenden Mimosen¹ und schlanken Palmen, steht an einem zur Verehrung der alten Gottheit Ägyptens passenden Orte. Hier mußte sich das Gemüt der Zöglinge, die die Priester heranzubildeten, von selbst dem Hohen und Erhabenen zuwenden; hier mußten sie, wenn man ihnen den Vogelflug, die Mysterien der Orakelsprüche und die Hieroglyphenschrift deutete, vielleicht das Bild von Sais entschleierte, aus allen Dogmen den Kern erkennen: es gibt nur einen Gott.

¹ Pflanzen, die bei der Berührung die Blätter zusammenziehen.

Philä ist wert, gesehen zu werden. Schon seine Geschichte, klarer als die anderer Tempel Aegyptens, ist von hohem Reiz. Philä, das Grab des Osiris und der Isis, galt als besonders heiliger Ort. Der Dienst der Isis erhielt sich hier noch, als sich die Lehre vom Kreuze schon mehr und mehr in Unterägypten verbreitete. Die Nubier holten sich von hier in feierlichen Aufzügen ihre Isisbilder oder schlossen hier mit ihren Nachbarn, den Aegyptern, Frieden. Nachdem das Christentum auch hierher vorgedrungen war, wurde der Isisempel zur christlichen Kirche.

Die bestimmte Nachricht, daß wir in Korosko nicht die nötige Anzahl von Kamelen zur Reise durch die nubische Wüste finden würden, bewog die Mission, ihre Reiseroute zu ändern. Man mietete zwei kleinere Schiffe bis Wadi-Halfa und beschloß, von dort aus entweder zu Kamel oder zu Schiff nach Dongola zu gehen, von wo aus man dann ohne Aufenthalt durch die Bajuda-Wüstensteppe weiterreisen konnte. Am 21. Oktober bezogen wir mit dem Bischof Casolani und zwei anderen Mitgliedern der Mission ein kleineres, aber bequemerer Schiff, während die übrigen Mitglieder auf der Transportbarke blieben. Der Wind blieb günstig. Schon am 22. Oktober passierten wir den Wendekreis; zwei Tage später erreichten wir Korosko. Wir fanden hier eine meist aus Bergleuten bestehende Expedition des Vizekönigs, die für die Goldbergwerke bei Kassan bestimmt war und seit achtzehn Tagen auf Kamele wartete, mit denen sie durch die Wüste ziehen sollte. Mit Zittern und Zagen gingen die Leute nach dem wegen seines Klimas verrufenen Sudan.

Korosko ist ein elendes Dorf mit nur wenigen Häusern, den erbärmlichen Wohnungen der die Briefpost zwischen Chartum und Kairo besorgenden Kamelreiter. Dennoch ist der Ort für den Verkehr Aegyptens mit Ost-Sudan als Einbruchstation in die große nubische Wüste von Wichtigkeit. Man legt den etwa vierzig deutsche Meilen langen Wüstenweg nach Abu-Sammed im südlichen Nubien in sieben bis neun Tagen zurück und gelangt, am Nil hinziehend, in fünf weiteren Tagen nach Berber-el-Mucheref. Im Innern der Wüste stößt man nur einmal

auf einen Brunnen, der aber nur salziges Wasser enthält. Deshalb gehört die Reise zu den beschwerlichsten und teuersten ihrer Art, auch ohne die Prellereien der Kamelschechs, denen der Reisende sicher ausgesetzt ist, sofern er nicht einen „Firman“¹ der Regierung besitzt.

Der Unterschied zwischen dem bis jetzt bereisten Teile Nubiens und Agyptens ist auffallend und erstreckt sich nicht nur auf das feste Land, sondern auch auf die Menschen, ihre Sprache und Sitten. Nackte Felsmassen engen den Strom auf beiden Seiten ein; seine Ufer sind viel zu hoch, als daß er sie überfluten könnte. Daher hört man hier Tag und Nacht das Getreisch unzähliger Schöpfräder, die die schmalen und wenig fruchtbaren Felder an den Ufern des Stromes bewässern. Der arme Nubier konnte dem Steinland nur wenig abgewinnen. Seine Dörfer sind freundlicher und hübscher als die der Fellachen, er selbst aber ist ärmer, wenn auch besser als der Agypter.

Schon auf den ersten Blick unterscheiden sich die friedlichen Berber von den Agyptern. Die Männer haben eine mehr oder weniger dunkle Hautfarbe, sind schwächer und furchtsamer als die Fellachen und wenig zum Ertragen von Anstrengungen geeignet. Die Frauen sind klein, nicht besonders hübsch und gehen unverschleiert. Die Männer bekleiden sich mit kurzen Beinkleidern und einem langen, breiten Umschlagtuche, Ferdah genannt, feiertags wohl auch mit einer blau gefärbten Baumwollenkutte. Die Frauen tragen über weiten Beinkleidern die wie eine römische Tunika umgeschlagene Ferdah und flechten ihr kurzes, struppiges Haar in hundert kleine Zöpfchen, gerade so, wie es nach den ägyptischen Denkmälern vor tausend und aber tausend Jahren üblich war. Ihre bisweilen angenehmen Gesichtszüge kann man leider nur aus der Ferne betrachten, denn in der Nähe schwindet der Reiz vor ganz anderen Eindrücken. Ein unerträglicher Gestank weht dem entgegen, der sich einer Nubierin nähert. Sie haben nämlich die üble Gewohnheit, ihr Haar mit Rizinus zu salben; das Öl wird in der Luft bald ranzig und verpestet dann die Atmosphäre bis auf dreißig Schritt.

¹ Geleitsbrief.

Zwischen Derr und Korosko verläßt der Nil seine süd-nördliche Richtung und wendet sich nord-östlich. Auf dieser Strecke ist der Nordwind den Schiffen ungünstig, weshalb sie am „Treckseil“ weitergezogen werden müssen. Ein Befehl der Regierung hat den Bewohnern des rechten Ufers (das linke ist Wüste) die Pflicht auferlegt, diese Arbeit zu übernehmen. Auch wir machten von dem Vorrecht aller Vornehmen Gebrauch und ließen uns so befördern. Aber die Art und Weise, wie man die Nubier zum Schiffziehen preßte, empörte uns. Zwei unserer Matrosen, handfeste Burschen, liefen den Barken voraus und trieben die in den Feldern, an den Schöpfträdern oder in den Häusern arbeitenden Männer mit Prügeln zum Zugseil.

Am 1. November erreichten wir die Felsentempel von Abu-Simbel, zwei großartige Monumente, die die kühnsten Erwartungen übertreffen. Vor dem vom Sande der Wüste fast verschütteten Portale des großen Tempels sitzen vier Kolosse von der Höhe der Memnonssäulen, mit nicht un schönen, aber grauenhaft anzusehenden Gesichtern. Der innere Tempel ist ganz aus dem Felsen gehauen. Er enthält vierzehn Kammern und Hallen mit Hieroglyphentafeln und Statuen von über dreißig Fuß Höhe. In der hintersten und kleinsten Zelle sieht man drei Steinbilder, wahrscheinlich Sinnbilder verschiedener Gottheiten. Der zweite Tempel verschwindet neben ihm. Er liegt, nur wenige hundert Schritt von dem großen Tempel entfernt, dicht am Strome.

Am 3. November langten wir in Wadi-Halfa an und bezogen die große, von den Einwohnern „das Schloß“ betitelte Karawanserei, in der wir dreizehn Tage verweilen mußten, weil sich in Wadi-Halfa weder Kamele noch oberhalb der Stromschnelle Schiffe vorfanden. Unsere Wohnung bestand aus einem zweistöckigen, zimmerarmen Wohnhause und einem ausgedehnten Hofraum. Das Gebäude war durchweg aus lufttrockenen Ziegeln aufgeführt und mit Sparrwerk aus Palmenstämmen gedeckt. In der Ringmauer, die das Ganze umschloß, sah man zahlreiche auf die Möglichkeit einer Verteidigung hindeutende Schieß-

scharten. Früher mochte es wohl nötig gewesen sein, die reichen Karawanen vor Angriffen zu schützen, zur Zeit unseres Aufenthaltes war der Bau nutzlos. Nur uns kam er sehr gelegen, weil es für Reisende in so unbedeutenden Orten angenehm ist, sogleich eine Wohnung zu finden, ohne erst eine arme Eingeborenenfamilie aus ihrer Hütte vertreiben zu müssen.

Wir langweilten uns in Wadi-Halfa entsetzlich. In unserer Wohnung peinigten uns große, in Menge vorhandene Skorpione¹, und im Freien ärgerten wir uns über die unergiebigste Jagd. Nur durch Zufall erhielten wir einige wertvolle Vögel. Am 23. November endlich konnten wir die Reise fortsetzen. Ein paar Nubier schafften unser Gepäck über den Katarakt, und wir selbst verließen nachmittags den einförmigen Ort und zogen, auf Eseln reitend, am Katarakt entlang.

Durch die Stromschnellen bis Dongola.

Die Entfernung unseres Zieles, des Lagerplatzes Abke, betrug von Wadi-Halfa aus über zwei Meilen. Schon eine Viertelmeile oberhalb des Ortes sah man keine menschlichen Wohnungen mehr. Man befindet sich im Gebiet des von Wüsten umschlossenen zweiten oder großen Katarakts. Das Auge sieht nichts als Steine, Sand und Himmel, nichts als den durch Hunderte von Felseninseln zerspaltenen schäumenden und donnernden Nil. Nur hier und da reißt ein Mimosenbäumchen seine Zweiglein in ruhige Luft; es findet am Ufer, selbst mitten im zerklüfteten Gestein noch Nahrung und damit Lebensmöglichkeit. Es ist, als läge hier die Natur noch in der chaotischen Verwirrung des Schöpfungsmorgens vor dem Auge des Schauenden.

Mit einbrechender Nacht erreichten wir Abke. Die Matrosen der zahlreichen hier wie im Hafen liegenden Barken saßen bei einer Temperatur von 14 Grad Reaumur am Feuer und wärmten sich. Auch unseren verwöhnten Körpern tat das Feuer wohl. Die Nacht war wundervoll.

¹ Krebsähnliche Kerbtiere, deren giftiger Stachel oft gefährlich verwundet.

Noch hallte das Tosen des Katarakts in unserer Nähe, aber es begleitete nur die nicht unmelodischen Klänge der nubischen Zither. Würzige Mimosendüfte schwängerten die frische reine Luft, und im leichten Winde rauschten die Kronen der Palmen.

In Abte lagen über fünfzig jener kleinen Barken, die man zur Fahrt in den Katarakten benutzt, und löschten ihre von Dongola hierher gebrachte, fast nur aus Sennesblättern bestehende Ladung. Die Schiffe sind aus verhältnismäßig kleinen Planken ohne Rippen zusammengenagelt, haben einen Mast mit rautenförmigem Segel, aber statt der Kajüten nur einen unbequemen Schiffsraum. Die Abweichungen dieser Bauart von der anderer Nilschiffe sind durch die gefährliche Wegstrecke, innerhalb der sie sich bewegen, geboten. Die Rippen fehlen, damit das Boot eine möglichst große Elastizität bekommt und bei dem häufig vorkommenden Auffahren und Anstoßen an Felsenstücke nicht gleich leck wird; die zwischen zwei Rahen eingeklemmten Segel sind rautenförmig, damit man die Kraft des Segels je nach der Windstärke regeln kann; das Boot ist klein, kurz und niedrig, weil alles darauf ankommt, schnelle Wendungen machen zu können.

Wir betraten das „Battu el-Hadjar“, den „Bauch der Steine“, d. h. das Steintal, die wüfste Provinz Nubiens, den traurigsten Landstrich, den ich je sah. Hohe, nackte, schwarzglänzende Felsenmassen steigen senkrecht aus dem Nil, engen ihn ein und zersplittern seine Kraft, stauen ihn auf und zwingen ihn so ein, daß er zur Zeit seines höchsten Wasserstandes zweiundvierzig Fuß höher steht als im April. Sie brechen die Macht des Mächtigen. Er sucht sie zu vernichten und umschäumt sie mit seinem rauschenden Bogenschwall, allein sie stehen unerschütterlich. Alles Kulturland haben sie verdrängt, aber mit ihnen in ewigem Kampfe, sucht der Strom sein göttliches Vorrecht auch hier geltend zu machen: das Korn zu nähren. Wo er ein stilles Plätzchen findet, senkt er seinen fruchtbaren Schlamm auf das nackte Gestein und führt diesem selbst den Samen zu. Mitten im Strome sieht man von Weidengebüsch überzogene Felseninseln. Tief haben die Weiden

ihre Zweige eingesenkt in das zerklüftete Gestein und treiben zur Zeit des niedersten Wasserstandes Blätter, Zweige und neue Wurzeln. Sie gewähren den gefiederten Wanderern gastlich ein Dach. Fröhliche Säger durchschlüpfen die Hecken; die ägyptische Gans brüdet dort still auf ihren Eiern, und der Pelikan ruht von seiner Fischjagd aus und pudt sich mit plumphen Schnabel das rosenrot überhauchte Gefieder; die schwanzwippende Felsenbachstelze wird hier geboren. Jetzt schwellt die gewitterreiche Regenzeit der Tropen den mächtigen Strom, und die Sachlage ändert sich. Die Felsen sind jetzt die Träger des Lebens, der Strom droht Vernichtung des grünenden Weidenwalds der Insel. Aber schlank und schmiegsam beugt sich die Gerde vor dem Zürnen des Gewaltigen. Zitternd vor dem heftigen Wellendrang, senkt sie sich tief in die trüben Fluten, weicht aber ihrem Drängen aus und grünt und blüht bei fallendem Wasserstand kräftiger als zuvor.

Das Steintal ist kaum fähig, kleine Vögel zu ernähren, und dennoch gibt es Menschen, die es Heimat nennen. In meilenweiten Abständen haben sie sich kleine Hütten erbaut; sie besitzen nur das, was der Strom ihnen schenkte. Mit Lebensgefahr schwimmen sie nach einer stillen Felsenbucht und streuen Bohnenkörner in den auf den Steinen haftenden Schlamm. Der Ertrag der Ernte ist dann ihr Reichthum; weiter besitzen sie nichts. Sie sind so arm, daß ihnen selbst die ägyptische Regierung keine Steuern auferlegen konnte. Wohl gibt es im Battn el-Hadjar auch einzelne Stellen, an denen mehrere Nubier vereint ihre Strohhäuser errichtet haben, ein kleines Feldstück bewirtschaften und zwei Rinder oder vier Ziegen halten können, aber das sind Dasen, die nicht das Gepräge dieser unglücklichen Provinz an sich tragen. Ein Palmbaum, ein Strauch, eine Hütte wird hier mit Jubel begrüßt; ein Bohnenfeld ist das Ziel jahrelanger Hoffnung, ein Schöpfrad das Zeichen des Reichthums. Das Steintal ist unsäglich arm.

19. November. Die Mohammedaner feiern das Fest der Erinnerung an das Opfer Abrahams. Unser Schiffsvolk sitzt in Feiertagskleidern auf dem Verdeck der Barken

und läßt den günstigen Wind vorüberblasen; wir kommen erst um Mittag in Bewegung. Ruhig sitzen wir im Schiffsraum. Urpötzlich erzittert die Barke in ihrem Bau, sie ist mit furchtbarem Krach auf einen Felsen gefahren. Entsetzt springen wir auf und machen Anstalten zum Schwimmen. Aber unser alter stromkundiger Reis sitzt mit dem gemüthlichsten Gesicht von der Welt am Steuer und ruft uns freundlich zu: „Malesch!“ Dank sei diesem Berge und Täler ebennenden, das Unmögliche möglich, das Unerträglichem erträglich machenden, den Zorn beschwichtigenden, die Angst verbannenden Worte mit der unendlich vielfachen Bedeutung, die ich mit „Es tut nichts“ übersetzen will. Wir beruhigen uns. „Die Barken sind fest und halten manchen Stoß aus; ich habe schon ganz anderes erlebt, seid ohne Sorgen!“ Kein Zweifel, der Reis kannte den Strom, er wußte jeden unter Wasser liegenden Felsen, schon ehe wir hinkamen; aber ebenso unzweifelhaft schien es zu sein, daß er mit einem gewissen Behagen das Schifflein auf den ihm bewußten Felsen jagte. Einige Tage später stieß unser mit starkem Winde segelndes Schiff so heftig auf, daß das Wasser durch ein bedeutendes Leck ins Innere drang. Aber man war darauf gefaßt. Lumpen und Berg lagen bereit zum Ausfüllen; und als sie nicht reichten, riß ein Matrose sein Hemd vom Leibe und opferte es dem allgemeinen Wohl. In wenigen Minuten war der Schaden beseitigt.

Am 20. November kamen wir an die Stromschnelle von Semne. Durch drei kaum mehr als vierzig Fuß breite Stromengen drängt sich die ungeheure Wassermenge des Nils. Das Wasser steht am Anfange der Stromschnelle um sechs Fuß höher als zwanzig Fuß weiter stromabwärts. Wir fuhren mit aller Segelkraft an einen der brausenden Wasserstürze heran, die Matrosen stürzten sich mit einem Seil in den schäumenden Gischt, durchschwammen den heftigen Wogenzug und befestigten unser Schifflein an einem Felsblock. Hier lagen wir, bis sich die Mannschaft aller acht Barken vereinigt hatte, dann zog man das schwankende Boot an Tauern durch die tobenden Fluten, die beinahe über ihm zusammenschlugen.

Wenn der Wind fortdauernd günstig bleibt, kann man in sechs bis acht Tagen alle Stromschnellen des Steintals überschiffen. Leider hatten wir auf unserer Reise keinen guten Segelwind und legten in drei Tagen nur anderthalb deutsche Meilen zurück. Weder die Mission noch das Schiffsvolk war auf die Möglichkeit einer so ungünstigen Fahrt eingerichtet. Die Lebensmittel gingen zur Neige, auf den Schiffen stellte sich, obgleich nur dürftige Rationen verteilt wurden, wirkliche Not ein. Vergeblich schwärmten unsere Matrosen bei der Windstille meilenweit herum, um etwas Genießbares aufzutreiben. Sie aßen statt des Gemüses wildwachsende Kräuter, die sie hier und da fanden, und blieben frohen Mutes bei all ihrer Not. Sie sangen und lachten. Wir Europäer waren weniger zufrieden und sehnten uns nach frischem Fleisch und Gemüse. Am Morgen erhielten wir eine Tasse Kaffee und einen Schiffszwieback, mittags trockenen Reis und abends eine magere Suppe. Ich erlegte eine Nilgans, deren Fleisch ein wahrer Leckerbissen wurde, und erwarb mir ein freundliches Gesicht meiner europäischen Reisegefährten.

Zwei Nilgänse liefen auf einer wohl dreihundert Fuß entfernten Felseninsel herum. Sie fühlten sich, durch den breiten, wogenden Nilarm von uns getrennt, ganz sicher; aber meine treffliche Büchse erreichte sie doch. Ich sandte dem Männchen des Pärchens eine Kugel zu, so daß es nach wenigen Flugversuchen am Strande der Insel lag. Die vereinigte Mannschaft von mehr als zwanzig Schiffen hatte mit zugesehen und brach in Beifallsgeheul aus. Nun trennte mich aber der breite Wassersturz von meiner Beute. Da erbot sich ein Matrose, den Vogel herüberzuholen. Er legte sich auf einen kurzen Holzstamm und stürzte sich in den brausenden Strom. Die schäumenden Wogen entzogen ihn auf Augenblicke unseren Blicken, aber er erreichte glücklich sein Ziel und kam, mit dem Vogel in der Hand, ohne Unfall zurück.

Man kann die Gewandtheit der nubischen Schwimmer nicht genug bewundern. Während sich der Aegypter nur nach einiger Selbstüberwindung zum Schwimmen entschließt, fühlt sich der Nubier förmlich zu Hause im Wasser.

Mit einem über hundert Fuß langen Tau zwischen den Zähnen schwimmt er kühn von Fels zu Fels trotz Wogendrang und Stromschnelle. Von Kindheit an ist er im Schwimmen geübt. Der Knabe jagt sich mit dem Mädchen spielend im Strome herum, der Jüngling oder der Mann bläst einen Lederschlauch mit Luft auf, legt sich darauf und läßt sich tagereisenweit vom Strome treiben. Frauen und Männer setzen ohne Bedenken mit ihren Schläuchen über den oft mehr als tausend Schritt breiten Strom.

Am 25. November legten wir mitten in der bedeutenden Stromschnelle von Ambukol an einem Felsblocke an. Die Bewegung der wohlbefestigten Barken war so heftig, daß mehrere aus unserer Gesellschaft die Seekrankheit bekamen. Wir zogen es deshalb vor, auf dem Felsen zu schlafen, wählten uns eine ebene Sandbank zur Lagerstätte, breiteten unsere Teppiche darauf und durchschliefen, umtobt von dem Donner des Katarakts, die ganze Nacht.

Zu unserer großen Freude bemerkten wir, daß die Gegend besser wurde. Hier und da zeigte sich eine Palme oder eine Mimosengruppe. Große Flüge verschiedener Zugvögel wanderten am Strome entlang nach Süden und gaben uns Hoffnung auf Beute. Unsere Not war groß; wir hatten fast nichts mehr zu essen.

Erst am 28. November erhob sich der sehnlich herbeigewünschte Nordwind und trieb unsere Schiffe nun ziemlich rasch stromaufwärts. Zwei Tage später durchschifften wir die Stromschnelle von Tangur. Eine völlig zertrümmerte Barke lag mitten im Katarakt auf einer Felseninsel; sie war vor einem Monat gescheitert. Auch heute gelang es nur der vereinigten Anstrengung vieler Matrosen, ein Schiff unseres Geschwaders vom Untergange zu retten. Mohammed, der Koch der Mission, wollte schwimmend sein mitten im Nil liegendes Boot erreichen, aber die heftige Strömung trieb ihn unwiderstehlich der Schnelle zu; er kämpfte verzweifelt mit den Wellen und wäre ertrunken, wenn ihm nicht zwei andere Nubier zu Hilfe geeilt wären. Besinnungslos brachten sie ihn ans Ufer.

1. Dezember. Wir befinden uns in einem weit besseren Landstrich als bisher. Palmen und Mimosen gruppieren

sich zu kleinen Wäldchen. Vor uns, am rechten Ufer, liegt ein hoher Berg mit zackigen Gipfeln, der Djebel el-Sibsche. Auch am linken Ufer erheben sich steile Felsmassen. Eins der schönsten Bilder des Battn el-Hadjar liegt vor uns. Die schwarzglänzenden Felsenpartien verleihen dem Panorama etwas schauerlich Wildes, aber wenig weiter stromaufwärts liegt Ufasche mit seinem weißen, zwischen Mimosen hervorschauenden Scheckgrabe, umgeben von freundlichem Ackerlande, und mildert den Eindruck.

Gegen Mittag erreichten wir die heiße Quelle von Okne, in deren Umkreis der Boden mit einer Salzkruste bedeckt ist. Die Wärme des Wassers beträgt über 40 Grad, die Wassermenge aber ist gering und schmeckt nach Schwefel. Obgleich als Heilquelle bekannt, wird sie doch wenig benutzt. Selten badet ein Kranker in ihr.

Die Stromschnelle von Ufasche, kaum eine halbe Meile von Okne entfernt, erreichten wir nachmittags. Von allen Schiffen war unseres das einzige, das die Stromschnelle sofort durchheilt. Unser stromkundiger Reis wiederholte, unzählige Male von der Strömung zurückgeworfen, immer erneut den Versuch, den Ratarakt zu durchschiffen, bis er gelang. Oberhalb des Ratarakts gingen wir am rechten Ufer an Land.

Idrief, unser schwarzbrauner nubischer Diener, badete sich, kleidete sich festlich an und ging nach dem heiligen Grabe, um dort sein Abendgebet zu verrichten; denn der dort ruhende Scheck stand als Schutzpatron der Stromschnelle in viel zu hoher Achtung, als daß sich ein Schiffer hätte erlauben dürfen, ohne Gebet an seinem Grabe vorüberzugehen. Das Schiffsvolk aller Barken folgte dem Beispiel des Nubiers, nur unser alter frommer Reis Bellahl konnte nicht abkommen. Da brachten ihm seine Leute Erde vom heiligen Grabe; er streute sie auf das Deck seines Schiffleins und betete auf ihr. Bellahls Gottesfurcht war unserer Achtung wert. Ehe er sein Schiff in die Wogen steuerte, kniete er zum Gebete hin, um sich den Segen Allahs für die gefährliche Fahrt zu erbitten, und wenn die Gefahr dann vorüber war, drückte er dankend die Stirn in den Staub.

Am 4. Dezember führte ein starker Nordwind nach dreißigstündiger Trennung die zerstreuten Mitglieder der Reisegesellschaft wieder zusammen. Er ging bald in Sturm über und brachte empfindliche Kälte mit. Das Thermometer stand zwar noch immer auf 12 Grad, aber wir froren bei dieser Temperatur und mußten Decken und Pelze hervorsuchen, um uns zu wärmen. Der Sturm hielt auch am folgenden Tage mit gleicher Stärke an. Man hatte nur ein Drittel des Segels entfaltet, aber trotzdem jagte der Sturm das Boot mit der Schnelligkeit eines Dampfschiffs den Strom hinauf. Das Schiffsvolk saß seekrank mit kläglichem Mienen im Vorderteil unserer Barke.

Wir waren in das Palmenland Dar el-Mahaf eingetreten. Die Gebirge des Battn el-Hadjar sind hier verschwunden, die flachen Stromufer geben fruchtbaren Feldern Raum, meilenlange Palmenwälder ziehen sich am Saume der Wüste dahin. Und an den Palmen reifen köstliche Früchte. Tropische Vögel beleben die Ufer, und der Ornithologe sieht viele neue erfreuliche Arten.

Hier zeigte sich uns zuerst der prachtvolle Feuerfink, der die Durra- oder Moorhirsefelder in namhafter Anzahl bewohnt, ein kleiner Vogel mit brennendrotem Gefieder, aber samtschwarzer Brust und Stirn. Wie ein Opferflämmchen erscheint er auf der Spitze eines Durrakolbens und zirpt seine einfache Weise. In den Mimosen bemerkt man einen kaum zaunköniggroßen einfarbig stahlblauen Finken, auf den Häusern einen großen rostbrüstigen.

Ich litt in Folge zweier schlafloser Nächte und des heftigen Windes an Kopfschmerzen. Der Reis wollte mich durch eine sympathetische Kur davon befreien. Er näherte sich mir mit allerlei Gesten, drückte mir die Finger der rechten Hand auf die Schläfe und legte dann, Gebete murmelnd, die Finger seiner linken in bestimmter Reihenfolge gegen die innere Handfläche. Schließlich preßte er meinen Kopf zwischen beide Hände, spie in die linke Hand und schlug sie mehrmals auf den Boden. Ich wußte nicht, ob ich die nachmittags eintretende Linderung meiner Schmerzen dieser merkwürdigen Heilmethode oder dem schwächer gewordenen Winde zuschreiben sollte.

Am 9. Dezember war Windstille. Der Baron hatte sich auf die Jagd begeben, ich lag, vom ersten Fieberanfall gepeinigt, im Schiffsraum. Da erhob sich auf dem Verdeck der Barke ein wüstes Geschrei. Von Idrieß erfuhr ich, daß man über den Baron ungehalten sei, weil er nicht zurückkehrte, nachdem Wind aufgekommen war. Um die Reise fortsetzen zu können, habe man den Matrosen Abdallah fortgeschickt, um den Baron zurückzurufen. Mir ahnte nichts Gutes, denn Abdallah war uns allen als jähzornig bekannt.

Wenige Minuten später hörte ich den Baron um Hilfe rufen und sah ihn am Strande im ernstesten Handgemenge mit dem Nubier, der sich der Jagdflinte meines Gefährten zu bemächtigen suchte. Er würde ihn, im Besitz seiner Waffe, wahrscheinlich zusammengeschossen haben, weshalb ich auch keinen Augenblick zögerte, das Gefürchtete noch zu verhindern. Ich nahm die Büchse zur Hand und den Nubier aufs Korn; aber die Streitenden veränderten so oft ihre Stellung, daß ich den Schuß nicht wagen konnte. Jetzt wurde der Baron frei, ich zielte genauer — da brach der Nubier plötzlich, noch ehe ich geschossen hatte, blutend zusammen; der Baron hatte ihm sein Dolchmesser in die Brust gestoßen.

Von ihm erfuhr ich nun auch den Hergang der Sache. Abdallah war schimpfend und fluchend auf ihn gekommen, hatte ihn mit Gewalt dem Ufer zgedrängt und in der Nähe des Schiffes sogar geschlagen. Der Baron nahm erzürnt sein Gewehr von der Schulter und wollte dem Nubier einen Kolbenschlag versetzen, dieser aber sprang auf ihn ein, preßte ihm mit der Hand die Kehle zusammen, schimpfte ihn Christenhund und Angläubigen und drohte ihn mit dem Gewehr, dessen er sich schon bemächtigen werde, niederzuschießen. Von diesem Menschen war alles zu befürchten; der Baron war im Recht.

Unmöglich, den nach diesem Auftritt sich erhebenden Lärm zu beschreiben. Das Schiffsvolk schwur fürchterliche Rache und zog haufenweise zum Padre Ryllo. Don Angelo, der Arzt der Mission (der, beiläufig bemerkt, eine dunkle Vorstellung von der Möglichkeit der Heilkunde



haben mochte), wurde beordert, den „armen Verwundeten“ zu bepfastern. Das Volk wurde, wie leicht zu begreifen, durch diese christlichen Maßnahmen nur noch erbitterter. Die Matrosen erklärten unter tierischem Gebrüll, sie wollten unsere Barke zurücklassen und sich selbst Recht verschaffen. Wir setzten unsere Waffen instand, bedeuteten die Schiffsführer, die am nächsten Morgen ihre Drohungen erneuerten, ihre Pflicht zu tun, versprachen, uns vor das Gericht des Gouverneurs von Dongola zu stellen, und schwuren, jeden niederzuschießen, der sich unserem Boote in feindlicher Absicht näherte. Unsere Energie verfehlte nicht ihre Wirkung. Murrend fügten sich die Matrosen und sagten uns Gehorsam zu.

Abdallahs Wunde war nicht gefährlich; eine Rippe hatte die Kraft des Stoßes gebrochen. Nachdem das im Anfang sehr heftige Wundfieber vorüber war, genas er bald. Da er sich später willfährig zeigte, den Streit in Güte beizulegen, gab der Baron ihm drei Speziestaler Schmerzensgeld und schlichtete damit den bösen Handel zu beiderseitiger Zufriedenheit.

Die Reise förderte von nun an rasch, weil der jetzt felsfreie Strom uns nicht mehr aufhalten konnte. Am 12. Dezember stürte ein Zufall noch auf kurze Zeit die angenehme Fahrt durch das im Vergleich mit dem mühsam durchsegelten Battn el-Hadjar reichbebaute Palmenland Dongola. Beim Auffahren auf die letzten Felsblöcke ging das Steuer unseres Bootes in Trümmer. Obgleich der Schaden notdürftig ausgebessert wurde, blieb der Verlust doch so fühlbar, daß die Wellen bei einem heftigen Windstoß über Bord schlugen und wenig an einem Umschlagen der Barke fehlte. Nachdem uns der Reis am 14. Dezember mit Palmenwein bewirtet hatte, schied er von uns. Wir fuhren weiter und landeten um Mittag auf der großen, stark bevölkerten Insel Argo, auf der vormals ein eigener König herrschte. Am folgenden Tage landeten wir in Dongola, nachdem wir von Wadi-Halfa siebenundzwanzig Tage unterwegs gewesen waren.

Oberhalb Dongolas boten die Ufer des Stromes wenig Bemerkenswertes. Wir verkürzten uns den einförmigen

Weg mit Jagden und Präparieren des Erlegten, bis der 24. Dezember herankam. Dieser weckte freilich mancherlei Empfindungen in unseren Herzen. Wir befanden uns im Innern Afrikas, aber unsere Gedanken waren daheim. Der Abend stimmte uns weich; wir beschloßen, ihn wie im Vaterlande zu feiern, und da wir uns gegenseitig nichts bescheren konnten, beschenkten wir unsere Diener. Dann holten wir Wein herbei und tranken auf das Wohl der fernen Lieben. Als es vollends Nacht geworden war, setzten wir uns in die helle Sternennacht und horchten still dem Schlage der murmelnden vom Schiffszkiel gebrochenen Wellen. Ein ernstes, ruhiges Weihnachtsfest.

Durch die Wüste nach dem Sudan.

Am frühen Morgen des 29. Dezember erschien der Älteste unter den Kameltreibern mit einem Führer, drei Kameltreibern und acht Kamelen in unserem Lager. Der Bezirksvorsteher hatte uns die Lasttiere zu dem niederen Mietspreise der Regierung verschafft; wir bezahlten für ein Kamel zur Reise von Ambukol nach Chartum (mindestens vierzig deutsche Meilen) nur fünfunddreißig Piafter (etwa sieben Mark).

Während die Kamele noch eifrig die Mimosen ihrer Blätter beraubten, begannen die Treiber unter viel Lärm und Gezänk die nötigen Vorbereitungen zur Wüstenreise. Sie reinigten und füllten die für den Trinkbedarf erforderlichen Schläuche, wählten sich gleich schwere Gepäckstücke zu bestimmten Ladungen aus und umwandten sie mit je zwei starken Dattelbaststricken, die an der einen Seite in handgroßen Schlingen endigten. Jeder Treiber versucht sein Kamel nach Möglichkeit zu schonen und sich daher die leichtesten Frachtstücke zuzueignen, gerät aber deshalb mit den andern regelmäßig in lebhaftesten Wortwechsel. Wenn die Karawane einmal im Gang ist, geht es besser, weil dann ein jeder ohne Widerrede die ihm einmal zuerteilte Last seinem Tier aufbürdet; er würde aber nie zu bewegen sein, inmitten der Wegstrecke seiner Ladung neue Last zuzusetzen, nicht einmal der Treiber, dessen Kamel die Wasser-

schläuche trägt, obgleich die Ladung seines Tieres von Tag zu Tag leichter wird. Im Anfang der Reise hat freilich das wassertragende Kamel am meisten zu leisten, denn zwei wohlgefüllte große Schläuche sind eine tüchtige Ladung. Zum eigenen Bedarf führt jeder Kamelreiter noch ein kleines Ledergefäß mit Wasser auf seinem Reittiere mit.

Nachdem die Karawane mit den neu instand gesetzten Gerätschaften versehen ist, beginnt das Ausladen. Doch muß ich zunächst meine Leser mit dem „getreuen Wüstenschiff“ selber bekannt machen. Das Kamel hat ebenso seine Rassen wie das Pferd; ein von den Bischarin (einem Nomadenstamme im Sudan) gezüchtetes edles Reitkamel (Hedjin) unterscheidet sich von dem ägyptischen Lastkamel wie ein arabisches Roß von einem Rarengaul. Der Hedjin ist das vollendetste Dromedar, das ich kenne; es kann in einem Trabe fünf, ohne Beschwerde zehn, mit Aufopferung seiner Kräfte sogar zwanzig deutsche Meilen in vierundzwanzig Stunden zurücklegen und wird deshalb nur als Reitkamel benutzt. Sein Trab fördert so schnell, daß ein gutes Pferd Mühe hat, im Trab mit ihm fortzukommen; dabei ermüdet er den Reiter wenig. Das ägyptische Lastkamel, ein mächtiges Tier mit kurzen, dicken Füßen und einem gedrungenen Körper, ist faul und nur mit Mühe in Trab zu bringen; es würde für Wüstenreisen unbrauchbar sein, wenn es nicht so enorme Lasten schleppte, daß die ägyptische Regierung ein Gesetz erlassen mußte, nach dem es nur mit sieben arabischen Zentnern beladen werden darf. Beide Dromedare haben ihre Vorzüge, aber die des Bischarin überwiegen. Es würde eine Qual sein, auf einem nur Schritt gehenden Kamel zu reiten, denn da dieses Tier nicht wie die meisten anderen Säugetiere gleichzeitig den rechten Vorder- und den linken Hinterfuß, sondern die beiden Beine derselben Seite fortbewegt, entsteht eine schaukelnde Rückenbewegung, durch die der Reiter das Gestenspiel chinesischer Pagoden getreulich mitmachen muß. Der Schritt eines beladenen Kamels ist dem eines guten Fußgängers gleich; man würde also täglich zwölf Stunden zu unfreiwilligen Verbeugungen gezwungen sein. Dem entgeht man durch Besteigen des Hedjin, der

nebenbei auch noch andere Vorzüge hat. Er ist nicht störrisch, schreit nicht beim Auf- oder Absteigen und „verlangt“ keine Peitsche.

Man muß monatelang mit Kamelen umgegangen sein, um diese Tugenden würdigen zu können, denn von der Störrigkeit eines Dromedars macht sich der Uneingeweihte keinen Begriff. Wenn das Tier etwas nicht will, hat man eine Höllenarbeit, es zu bändigen. In Wut versetzt, läßt es aus tiefster Kehle ein unheimliches Rollern hören und stößt eine luftgefüllte, von Geifer triefende Hautblase von der Größe eines Kinderkopfes aus dem Halse hervor, den sog. Brüllsack, beißt, schlägt und geht durch. Man zieht mit Leibeskraften den Zügel an, reißt ihm den Kopf zurück, bis er senkrecht steht, sucht es durch Zurufe zu besänftigen oder einzuschüchtern — es rennt nur um so toller davon. Erst wenn man glücklich den dünnen Riemen erwischt hat, der durch den einen Nasenflügel gezogen worden ist, und ihn ganz langsam anzieht, steht das Tier still. Will man es aber zum Niederlegen bringen, so beginnt es von neuem zu brüllen. Endlich liegt es am Boden; man nähert sich ihm, um aufzusteigen. Da wird das Wutgebrüll noch ärger als zuvor, wechselt mit kläglichen Lauten, als ob die Bestie gespießt worden wäre, und geht dann wieder über in Töne unbändigen Grimms. Raum hat man die Fußspitze im Sattel, so springt das Kamel mit unglaublicher Schnelligkeit auf und rennt wie rasend davon. Wenn es Trab gehen soll, bleibt es stehen, dreht sich um oder läuft einer Mimosenhecke zu, in der Absicht, den Reiter in die zollangen nadelspizigen Dornen zu werfen. Gibt man ihm die Peitsche, dann fängt der ganze Kampf in der geschilderten Reihenfolge von neuem an. Es ist ein Jammer mit solch einer Bestie.

Die Araber pflegen das Kamel mit besonderer Sorgfalt, doch habe ich nur ein einziges Mal beobachten können, daß es gegenüber seinem Herrn eine gewisse Anhänglichkeit zeigte. Dabei ist das Kamel ungemein ängstlich. Das Geheul einer Hyäne versetzt es in Furcht, und beim Gebrüll eines Löwen zerstieben die Dromedare der Karawane nach allen Richtungen. Auch in seinen geistigen Fähigkeiten

steht es auf niederer Stufe; ein gewisser Ortssinn ist das einzige Anzeichen geistigen Vermögens, das ich an ihm bemerken konnte.

Demgegenüber stehen freilich auch große Tugenden. Das Kamel ist sehr genügsam und kann lange dursten, Eigenschaften, die es zum nützlichsten aller afrikanischen Haustiere stempeln. Seine gewöhnliche Nahrung sind dürre Disteln, hartes, verdorrtes Gras, in den Dörfern Durrastroh; nur bei anstrengenden Wüstenreisen erhält es Durrakörner. Die saftigen Blätter der Mimosen frisst es mitsamt den Ästchen und Dornen, ohne daß diese ihm Gaumen oder Lippen verwunden. Oft ist ihm ein alter Korb noch willkommene Nahrung. Beladene Kamele können im Sommer vier bis fünf, in der Regenzeit (dem innerafrikanischen Winter, zu welcher Zeit sie viel Grünes bekommen) acht bis zehn Tage Wasser entbehren. Dann trinken sie freilich auch mehrere Eimer hintereinander aus.

Zum Beladen der Lastkamele dient die „Rauje“, ein schlichtes gepolstertes Holzgestell, über das die beiden Laststücke einer Ladung gehängt werden. Der Akt des Beladens selbst ist ohne Zweifel das Unangenehmste der Wüstenreise. Wenn der vom Marsch des vergangenen Tages ermüdete Reisende frühmorgens noch im Schlummer ruht, weckt ihn das klägliche, herzbrechende Schreien der wegen ihrer Belastung verzweifelten Tiere. Der Treiber hat die kurzgekoppelten Dromedare, die während der Nacht in der Nähe des Lagers herumstreiften, glücklich zusammengetrieben und führt jetzt eins von ihnen zwischen die beiden zum Aufladen bestimmten Kisten. Mit unnachahmlichen Rehlönen und ruckweisem Anziehen des Zügels bringt er das Tier zum Niederlegen, packt es, wenn es störrisch ist, mit der linken Hand an der Nase, mit der rechten am Zügel, und setzt ihm den einen Fuß auf das Knie. Zwei andere Treiber eilen hinzu, heben die Frachtstücke auf, stecken die Schlingen ineinander, durch die sie noch einen das Ausgleiten hindernden Quersplock schieben, und helfen durch Anheben der Last dem Kamele beim Aufstehen. Dabei brüllt die Bestie aber in allen Arten von Wut-, Verzweiflungs- und Klagetönen, schweigt aber dafür den

ganzen Rest des Tages hindurch. Ein übermäßig beladenes Kamel steht nicht auf, weil es nicht kann; erleichtert man ihm jedoch die Last, so erhebt es sich ohne weiteres auf die Füße. Anders, wenn ein Kamel bei langen Wüstenreisen zusammenbricht. Das ist dann nicht Störrigkeit, sondern einfach Entkräftung, an der es für immer liegen bleibt.

Während die Rauje der Lastkamele nur durch den Druck und das Gleichgewicht der beiden Frachtstücke in ihrer Lage auf dem Höcker des Tieres erhalten wird, wird der Reitsattel durch drei breite Gurte auf den Hedjin geschnallt. Der Lastsattel ist ein erbärmliches Nachwerk, der Reitsattel ein Erzeugnis von Künstlerhand. Er ruht auf einem sauber gearbeiteten Gestell und besteht aus einem muldenförmigen, ungefähr einen Fuß über dem Höcker des Tieres erhöhten Sitz für den Reiter. Am vorderen und hinteren Ende des Sattels erheben sich zwei Knöpfe zum Aufhängen der nötigen Gerätschaften, der Jagd- oder Munitionstasche, der Waffen, Pistolenhalter usw. Den Sitz belegt man sich mit einem gewöhnlich brennendrot oder blau gefärbten Schaffell. Der Zügel ist eine mehrfach halfterartig um den Kopf des Hedjin gezogene Schlinge, die beim Anziehen das Maul zusammenschnürt, der Beizügel eine dünne durch eins der Nasenlöcher gezogene Lederschnur. Ein „Gebiß“ hat das Reitkamel nicht.

Der Reiter trägt weiche langgeschäftete Stiefel ohne Sporen, enge Beinkleider, eine kurze Jacke mit weiten Ärmeln und darüber das dichte Baumwolltuch der Beduinen, um sich bei großer Hitze den Kopf umhüllen zu können. Am das Handgelenk hängt die unerläßliche Nilpferdpeitsche an einem Riemen. So ausgerüstet tritt er zu dem mit zusammengebogenen Beinen im Sande liegenden Reitkamel, ermahnt es durch einen besonderen Rehlton zum Stillliegen, faßt den Zügel so kurz wie möglich mit der linken, den vorderen Sattelknopf mit der rechten Hand und schwingt sich mit möglichster Schnelligkeit in den Sattel, wobei er sich sofort mit beiden Händen festhalten muß. Es gehört eine große Gewandtheit dazu, denn das Kamel wartet keineswegs ab, bis sich der Reiter festgesetzt

hat, sondern richtet sich, sobald es den geringsten Druck verspürt, in drei rasch folgenden Absätzen auf. Dem Anfänger kommen diese Bewegungen so unverhofft, daß er beim zweiten Ruck fast immer entweder auf den Hals des Kamels oder darüber hinweg auf die Erde fliegt. An das Reiten selbst gewöhnt man sich bald.

Zur Zeit des Mittagsgebetes begannen unsere Treiber mit dem Beladen der Lasttiere. Unsere Diener sattelten die Reitkamele und unterwiesen uns in deren Führung. Dann brach man das Zelt ab, rollte Tücher, Streben und Pflöcke zusammen und warf das Bündel als letztes Laststück auf den Rücken des am leichtesten beladenen Tieres. Wir waren zur Abreise fertig.

Um halb 2 Uhr nachmittags verließen wir Amkubol und betraten die Wüste, in der wir in südsüdöstlicher Richtung weiterzogen. Nach Sonnenuntergang wurde haltgemacht.

* * *

Es ist Nacht. Die Luft der Wüste ist klar und hell, über uns leuchten in ewiger Klarheit die Sterne. Außer dem durch die Karawane verursachten Geräusch hört man keinen Laut; tiefe, feierliche Stille ruht auf der Ebene. An einem kleinen Feuer sitzen oder liegen halbnackt die Söhne Nubiens und kochen ihr ärmliches Wüstengericht, Durra Körner in Wasser. Mit zusammengekoppelten Beinen liegen die wiederkäuenden Kamele in weitem Halbkreise außerhalb des Lagers; manchmal leuchten ihre Augen hell auf im Widerschein der Flammen. Wie wohlthuend wirkt die Kühle der Wüstennacht nach der Last und Hitze des Tages!

„Bleibt hinter euren Kerkermauern,
ihr bleichen Städter, eingebaut,
die ihr den Himmel nie, die Erde
in ihrer Pracht habt angeschaut.
Die Sorge nagt an eurem Leben,
das ew'ge lahme Einerlei.
Wir wohnen in der Wüste Gauen,
da sind wir stark und stolz und frei!

Uns ist das Licht, das aus dem Äther
in seiner Strahlenkrone blüht,
uns ist die Wolke in dem Raume,

der Renner uns, der feucht und schwitzt.
Uns ist der Sand das Schlummerkissen,
auf dem wir ruhen sorgenlos,
uns die Gestirne, die von oben
herschauen aus ihrem Himmelschoß.“

Ja, der du diese Strophen gedichtet, du mußt in der Wüste gewesen sein! Du mußt die Pracht der Gestirne mit leiblichem Auge gesehen haben. Die Wüste ist das Bild der Unendlichkeit Gottes. Kein Ort reizt stärker zur Andacht hin als sie, keine Zeit ist zum Gottesdienste geeigneter als die Nacht der Wüste.

Blutigrot steigt am Morgen die Sonne an dem noch unbewölkten Horizonte herauf, und glühend strahlt sie nach einer kleinen Spanne Zeit auf den Reisenden. Der brennende Sand wirft die Blutstrahlen der Sonne zurück; kein Felsen, kein wirkliches Dach, um dem ausgedörrten Körper auch nur einen Augenblick Kühlung zu spenden. Längst ist der Gesang der Kameltreiber verstummt. Die Luft zittert vor Hitze und spiegelt dem umflorten Auge wogende Seen und allerlei trügerische Bilder vor; fahlgrau umzieht sich der Himmel, ein glühender Wind wirbelt Staub empor und droht die Schläuche zu verderben, sie, die den Lebensstropfen bergen. Der Mut entsinkt dem Manne, nur noch sein Glaube schützt ihn vor Verzweiflung.

Sobald aber die flammende Sonne den Scheitelpunkt überschritten hat und des Südens gluthauchender Wind einem kühlenden Luftstrom aus Norden weicht, erschaut der Reisende die Dinge wieder in ihrer wahren Gestalt.

Und dann kommt der Abend, da die Sonne strahlend versinkt in den Wellen des Sandmeers. Frohen Mutes, mit Dankgefühlen im Herzen, treibt der Reisende das Kamel zu frischem Laufe an, um das am Tage Versäumte nachzuholen. In aller Brust sind wieder Lebenslust und Lebensfreudigkeit. Die Treiber drängt es zu singen; nicht mehr die höllische Fata Morgana schwebt ihnen vor, freundliche Bilder dämmern vor ihrem geistigen Auge auf, die sie in Wort und Reim zu bringen suchen. Der melodische Klang der Glocke des Leitkamels begleitet ihren Sang, fröhlich ziehen sie dahin. Schon tauchen einzelne

Sterne auf, des Mondes Sichel beleuchtet den Weg. Und wieder umfängt die Nacht die Karawane mit ihrem kühlen Gewande.

Die Bajuda liegt nicht mehr unter der Breite der eigentlichen Wüsten. Während der Regenzeit herabstürzende Gewitterschauer, deren Wasser sich in periodisch wiederkehrenden Regenströmen sammeln, erzeugen in den Niederungen ein ziemlich lebhaftes Pflanzenleben. Nur die Hochebenen dieser Wüstensteppe, Berge und Höhenzüge bleiben kahl. Nach Süden zu geht sie allgemach über in jene gras- und buschreichen, von den Arabern „Chala“ genannten Savannen¹ des Inneren. An ihren nördlichen Grenzen aber erstirbt die Spur alles pflanzlichen Lebens und mit ihm das Tierleben nahezu ganz.

Die Wüste ist nur einförmig wegen ihres großen Mangels an lebenden Wesen. Ihre geognostischen² Verhältnisse wechseln gar mannigfach miteinander ab. Auf große Strecken hin ist sie ein Steinmeer mit Bergen und jach abstürzenden Felsenschluchten ohne ein freundliches Plätzchen, ohne jegliches Zeichen des Lebens; schwarze, glänzende Syenitmassen und grauliche Sandsteinfelsen türmen sich übereinander, steigen senkrecht aus der Ebene auf oder vereinigen sich zu Höhenzügen. An anderen Orten ist sie vollkommen eben und mit feinem hellgelben Sande bedeckt, in den der Wanderer bis an d'e Knöchel einsinkt. Der Sand ist an einzelnen Stellen vom Winde zusammengeworfen, an andern zerstreut, seine Oberfläche ist uneben, gewellt. Nur in den tiefsten, günstig gelegenen Tälern findet sich das selbst dem Sande noch Leben entzaubernde Wasser. Dort liegen die von den Karawanen inbrünstig herbeigesehnten Brunnen, natürliche oder künstliche Dassen. Liegt der Brunnen im Bereiche der tropischen oder der Küstenregen, dann füllen ihn diese mit klarem, trinkbarem Wasser. Am Rande der Dase sieht man einige Dattelpalmen und halbverkrüppelte Mimosenbüsche, unter denen Nomaden oder Beduinen ihre Zelte aufgeschlagen haben.

Leicht veränderlich wie der Ozean ist auch das Sandmeer. Auch hier ist es der Wind, der den Sand wie die

¹ mit Gebüsch durchsetzte große Grasebenen. ² die Erdoberfläche betreffend.

Wogen des Meeres aufwühlt und zu Bergen treibt. Während des Nord- und Ostwindes sieht man ihn einige Fuß hoch über den Wellenhügeln kreiseln, bei Süd- und Westwind steigt er hoch empor, verfinstert den Himmel oder färbt ihn mit brennenden Tinten und jagt vor der rasenden Windsbraut dahin. Das ist dann der gefürchtete Samum der Wüste, der Schrecken des Reisenden.

Auch noch in anderer Hinsicht ähnelt die Wüste dem Meer. Wie dort der Wirbelwind Wasserhosen über die Fluten dahintreibt, so sieht der Reisende auch in der Wüste den Sand sich erheben, zu starken und mächtigen Säulen sich formen und sich dann langsam, aber mit unheil drohender Schnelligkeit weiterbewegen. Der Wanderer steht erstarrt. Furcht lähmt seine Glieder, Entsetzen bindet seine Zunge. Jeden Augenblick ändern die Säulen ihren Stand und ihr Aussehen, ihre Gestalt. Sie eilen mit einer Schnelligkeit dahin, daß es Torheit wäre, vor ihnen auf flüchtigen Rossen entfliehen zu wollen. Die Sonne gibt ihnen den Glanz von Feuersäulen, und der herumwirbelnde Orkan trennt sie, schwächt oder verstärkt sie. Und wenn sie selbst plötzlich zusammensinken und dadurch dem Reisenden unschädlich werden, er darf sich dadurch nicht täuschen lassen; gewöhnlich folgt dann der Samum nach.

Schon mehrere Tage vorher ahnt und weissagt der Wüstensohn diesen furchtbaren Wind, dem er geradezu tödliche Wirkungen zuschreibt. Die Temperatur der Luft wird hochgradig schwül, als ob ein Gewitter im Anzuge sei. Der Horizont ist wie überhaucht mit einem leichten rötlich oder blau erscheinenden Dunst, dem in der Atmosphäre kreisenden Wüstenand; aber noch weht kein Windhauch. Die Tiere jedoch fühlen bereits seine Nähe. Sie werden unruhig und ängstlich, wollen nicht mehr in gewohnter Weise gehen, drängen sich aus dem Zuge heraus und geben noch andere unverkennbare Beweise ihres Ahnungsvermögens. Dabei ermatten sie in kurzer Zeit, stärker als sonst durch tagelange Märsche, stürzen zuweilen mit ihrer Ladung und können nur schwer oder gar nicht wieder zum Aufstehen gebracht werden.

In der dem Sturme vorausgehenden Nacht nimmt die Schwüle unverhältnismäßig stark zu. Der Schweiß dringt aus allen Poren hervor; nur die strengste geistige Überwachung vermag dem Körper die Spannkraft zu erhalten. Mit ängstlicher Eile setzt die Karawane ihre Reise fort, solange es geht, solange nicht Mensch und Tier zusammenbrechen und noch ein Sternlein am Himmel erglänzt. Aber auch das letzte verschwindet, ein dicker, trockener, undurchsichtiger Nebel bedeckt die Wüste.

Die Nacht vergeht, die Sonne steigt im Osten auf, der Wanderer aber sieht sie nicht. Der Nebel ist dichter, undurchsichtiger geworden, die stark gerötete Luft nimmt allgemach eine grauere, düstere Färbung an:

„Bleifarben wird die Luft und schwer; so sieht das Antlitz eines Menschen aus, der stirbt.“

Es herrscht fast Dämmerung. Kaum hundert Fuß weit durchdringt das Auge den Dunstschleier. Der Tageszeit nach muß es Mittag sein. Da erhebt sich ein leiser glühender Wind aus Süd oder Südwest. Stärkere Stöße folgen, abgerissen, einzeln. Jetzt braust er zum Orkan gesteigert daher; hoch auf wirbelt der Sand, dicke Wolken verdunkeln die Luft. Er würde den Reiter, der sich ihm widersetzen wollte, aus dem Sattel heben, aber kein Kamel ist zum Weitermarsch zu bewegen. Die Karawane muß lagern. Den Hals platt auf den Sand gestreckt, schnaubend und stöhnend, liegen die Kamele am Boden; man hört die unruhigen Atemzüge der geängstigten Tiere. Geschäftig häufen die Araber alle Wasserschläuche an der vor dem Winde schützenden Seite eines lagernden Dromedars, damit die trocknende Luft eine möglichst geringe Oberfläche findet; sie selbst hüllen sich so fest wie möglich in ihr Tuch und suchen Schutz hinter Kisten und Ballen.

Die Karawane liegt totenstill. In den Lüften rast der Orkan. Es kracht und dröhnt, denn die Bretter der Kisten zerspringen mit mächtigem Knallen. Durch alle Öffnungen dringt der Staub, selbst durch die Tücher der Menschen hindurch; er peinigt und quält den Reisenden, auf dessen Haut er sich festsetzt. Bald fühlt man heftigen Kopfschmerz.

Das Atmen wird schwer, und der Körper trieft von Schweiß, der aber nützt die dünnen Kleider nicht, weil ihn die glühende Luft sofort gierig aufsaugt. Wo die Wasserschläuche mit dem Wind in Berührung kommen, vertrocknen sie und werden brüchig, das Wasser verdunstet. Wehe dem Wanderer in der Wüste, wenn solch ein Samum lange währt! Er wird sein Verderber.

„Beuget das Haupt, des Samums Atem weht,
Gottes Geißel vorübergeht.
Allah! Erbarmen unsrer Not!
Allah! Des Todes Engel droht!
Himmel, du weichst, die Hölle will siegen,
Rettung send uns, die wir im Staub vor dir liegen!“

Ein lange anhaltender Samum ermattet Menschen und Tiere mehr als alle sonstigen Beschwerden der Wüstenreise. Und dabei bringt er neue, bisher ganz unbekanntene Qualen über die Reisenden. Nach kurzer Zeit springen die Lippen auf, weil ihnen die Luft alle Feuchte entzieht, und fangen zu bluten an. Die Zunge hängt trocken im Munde, der Atem wird übelriechend, die Glieder erschlaffen. Dem unerträglichen Durste gesellt sich ein furchtbares Jucken und Brennen am ganzen Körper; die Haut ist brüchig geworden, und Staub dringt in alle Risse ein. Man hört die lauten Klagen der Gemarterten; zuweilen arten sie in förmliche Raserei aus, zuweilen werden sie schwächer und schweigen bald ganz. Im ersten Falle ist der Arme wahnsinnig geworden, im zweiten bewusstlos. Mancher erhebt sich niemals wieder, weil ein Gehirnschlag sein Leben beendet hat.

Der Überlebende ist nicht viel glücklicher. Der Durst tötet auch ihn, nur langsamer, qualvoller. Sein Reittier ist tot, und die Schläuche sind nahezu leer. Er versucht sich mühselig weiterzuschleppen, aber der glühende Sand verursacht ihm schmerzhafteste Brandwunden. Dabei ist jeder mit sich beschäftigt, so daß er dem Kranken nicht helfen kann. Alle Banden der Ordnung reißen. Die Treiber versuchen auf den noch kräftigen Kamelen zu entfliehen, was, wenn es ihnen gelänge, den Untergang der ganzen Karawane zur Folge hätte. So muß man sie hindern.

Das Gepäck wird abgeladen, nur die das Wasser tragenden Kamele bleiben belastet. Hat glücklicherweise noch jedes Mitglied der Karawane ein Reittkamel, so eilt man dem nächsten Brunnen zu, jedoch nicht alle erreichen ihn. Eins der Kamele bleibt hinter den übrigen zurück, stürzt jählings zu Boden und läßt seinen Reiter allein in der Wüste. Er zerrauft sich den Bart und verflucht sein Schicksal; er weiß, es gibt keine Hilfe für ihn. Der Tod des Verschmachtens steht ihm bevor.

An jeder großen Wüstenstraße findet man zu Mumien gedörrte Leichen von Menschen und Tieren. Gewöhnlich ragt nur ein Glied aus dem heißen Sande hervor.

* * *

Bierzig Minuten nach Sonnenaufgang saßen wir am 30. Dezember im Sattel und ritten zwei aus der Ebene aufsteigenden Bergen zu. Unser Führer leitete die Karawane mit bewunderungswürdiger Sicherheit, und die Reise wurde für uns auch sehr glücklich.

Gegen Mittag lagerten wir in dem dürftigen Schatten einer Mimose, um die Lastkamele, denen wir auf unseren flüchtigen Dromedaren vorausgeeilt waren, zu erwarten. Der Führer zündete Feuer an und bereitete Kaffee. Bald hatte ein Wüstenrabe das ausgewittert und erschien in unserer Nähe. Wir würdigten ihn, weil ihn der Führer zu speisen wünschte, nicht der Gastfreundschaft, sondern töteten ihn. Ohne dem Vogel eine Feder auszuziehen, warf ihn der Nubier ins Feuer, ließ das Gefieder versengen, das Fleisch ein wenig rösten und verzehrte ihn dann mit gutem Appetit.

Die Wasserschläuche waren leer, mein Durst wurde brennend; mit Ungeduld erwartete ich die mit Wasser beladenen Kamele und stürzte bei ihrem Erscheinen begierig auf die Schläuche zu. Ein langer Zug brachte Erquickung — und Qual. Das Wasser erzeugte Erbrechen und Leibschmerzen, so daß mir buchstäblich die Sinne vergingen. Tränenden Auges stürzte ich vom Kamele herab und litt bis zum Abend entsetzliche Schmerzen. Ich habe später

lieber den Durst zu ertragen gesucht als wieder ein ähnliches Wasser getrunken.

Der einzige, etwa in der Mitte des Wüstenweges liegende Brunnen der Bajuda sollte uns nach der Versicherung unseres Führers am Abend des folgenden Tages erquicken. Wir eilten, so sehr wir konnten, um ihn zu erreichen, aber der unebene, den Kamelen beschwerliche Weg nahm kein Ende. Und als wir endlich am Brunnen anlangten, zeigte er sich in Gestalt einer Lache mit trübem, grünlichem, schmutzigem Wasser. Ein Nomade schöpfte uns einen Trunk, mußte aber die Oberfläche der Lache erst von dem Kote einer Ziegenherde säubern, die dort soeben ihren Durst gelöscht hatte. Trotzdem deuchte es uns, als hätten wir niemals köstlicheres Wasser geschlürft.

Die ersten Sonnenstrahlen des Jahres 1848 brannten recht fühlbar auf uns herab. Schon ehe es tagte, waren wir wach, beglückwünschten uns und sandten der fernen Heimat Grüße zu. Dann ordneten wir die Karawane und eilten ihr wieder auf unseren Tieren voraus.

Der folgende Tag verging ohne etwas Bemerkenswerthes. Am 3. Januar verzögerte das zeitraubende Auffuchen eines entlaufenen Kamels am Morgen den Aufbruch, so daß wir erst mehrere Stunden nach Sonnenaufgang in den Sattel kamen. Die Steppe zeigte uns hier zum erstenmal ihren Gras- und Buschwald. Bisher noch nie gesehene Tropenvögel, zahlreiche Rudel von Gazellen und einzelne Hasen erregten unsere Jagdlust. Wenn wir jedoch den Nil noch heute erreichen wollten, mußten wir eilen.

Bald konnten wir an den Spuren des menschlichen Fleißes die Nähe bewohnter Gegenden erkennen; in einer Niederung lagen die ausgedehnten Felder des Dorfes El-Edjer, unseres heutigen Reiseziels. Seine Lage bezeichnete uns ein hoher, die sich am Nil entlang ziehende Gebirgskette überragender Berg, der Djebel Rojan.

Von jedem Hügel aus hofften wir den Strom zu erblicken, aber immer vergebens. Unabsehbar dehnte sich jetzt noch die Steppe vor uns. Wir jagten über die Ebene hin, so schnell unsere vortrefflichen Tiere laufen konnten,

erreichten aber das Dorf erst in später Nacht. Das Gestöhn der Schöpfräder am Nil war uns Himmelsmusik, das Durrabrot das leckerste Gericht der Welt. Frisches, köstliches Wasser und weiche, elastische Bettgestelle erhöhten die Freude, den Hafen der Ruhe erreicht zu haben. Wir schliefen herrlich die ganze Nacht hindurch.

Als die ersten Strahlen der über den Berg Rojan hinwegblizenden Sonne uns weckten, befanden wir uns in einer ganz neuen Welt. Von den zwischen sonderbaren Strohhütten zerstreuten Mimosen gurrten uns zierliche Täubchen mit schwarzer Papageienkehle und zimmtroten Flügeln den Morgengruß zu; phantastisch gestaltete Nashoravögel mit großen rötlichen Schnäbeln eilten nach einem benachbarten Wäldchen; schwarze Raben mit schneeweißer Brust und weißem Nacken untersuchten eifrig den Mist der Kamele. Der ermüdende Ritt durch die Wüste war völlig vergessen.

Am 4. Januar hielten wir oberhalb des Dorfes Edjer Rasttag, jagten in den Wäldern und präparierten das Erlegte. In der Kühle des Abends zogen wir noch bis zu einem nahen Dorfe, in dem wir übernachteten. Der Baron ritt am nächsten Morgen mit unserem Diener Idrieß der Karawane voraus, ich blieb bei den Lasttieren, weil die ergiebige Jagd in den Wäldern ein langsameres Reisen erforderte.

Unsere Straße führte fast ohne Unterbrechung in Mimosenwäldern dahin. Hier fand ich volle Beschäftigung. Zänkische Scharen lärmender Droschlinge flogen von Strauch zu Strauch, und goldgelbe, gezähmten Kanarienvögeln ähnliche Sperlinge trieben sich in großen Flügen in den Gebüschern herum; auf den höheren Bäumen saßen prachtvolle, von den unsrigen durch leuchtendere Färbung und gegabelten Schwanz unterschiedene Blauracken; bunte Finken und lebhaft gefärbte Ammern durchsuchten die Abfälle der Kamele. Unter den dichteren Gesträuchen lagen stufenschwänzige Ziegenmelker und schauten halb geschlossenen Auges dem Jäger zu, während einzelne Paare kleiner rühriger Gimpellerchen zwischen den Füßen der ihres Weges stelzenden Kamele herumliefen. Der gravi-

tätische Marabu schritt langsam auf einer baumlosen Grasfläche umher, auf den höchsten Mimosen waren habichtartige Falken aufgebäumt, und in der Luft kreisten Geier. Ich machte eifrig Jagd auf alles, was ich zu sehen bekam. Nur an der bewundernswerten Schlaueit des Marabus scheiterten meine Bemühungen.

Die Wälder, in denen wir hinritten, zeugten noch nicht von der Üppigkeit der Urwälder am Ufer des Blauen und Weißen Nils. Sie waren dünn und mit niederen Bäumen bestanden. Von Zeit zu Zeit begegneten uns „Männer des Sudans“, wie sich die Eingeborenen gern nannten. Sie ritten auf schlechtgesattelten Eseln und trugen mit seltenen Ausnahmen ihre altherkömmliche Waffe, die langgestielte Lanze mit der breiten zweischneidigen Eisen- spize. Gegen Mittag rasteten wir in dem Dorfe Surrurab, nach den Bestimmungen der europäischen Geographen das letzte nubische Dorf. In Kerrerri, wo wir übernachteten, beginnt bereits der Sudan.

Am 6. Januar brachen wir schon in der Nacht wieder auf und kamen nach dreistündigem Ritt durch Mimosen- wälder bei Sonnenaufgang an das linke Ufer des Weißen Flusses, des Bahr el-Abiad. In der Nähe des Dörfchens Omdurman schlugen wir unser Zelt auf.

Der Baron hatte inzwischen in Chartum ein Häuschen gemietet, das wir am 7. Januar bezogen. Der Gouverneur der Provinz Chartum, Soliman Pascha, empfing uns bei unserem Besuche mit großer Artigkeit und bat den Baron, sich in jeder Verlegenheit an ihn zu wenden. Er sicherte uns im voraus die Gewährung aller Wünsche zu.

* * *

Die hier und da neugierig über die Mauern der Höfe wegschauenden Giraffen und Strauße erregten in uns die Lust, eine kleine Menagerie anzulegen. Fürs erste kauften wir für einen Gulden ein Paar junge Hyänen, mit denen ich Zählungsversuche anstellte. Ein zahmer Marabu, dessen Drolligkeit uns ergötzte, etliche Gazellen, mehrere Affen und zwei Strauße, die Soliman Pascha uns sandte, vermehrten die Tiergesellschaft. Unser kleines Haus wurde

bald zu eng, so daß wir eine größere Wohnung mieteten, von der aus wir Jagdausflüge machten. Immer fanden wir neue Vögel und Säugetiere. Wir sammelten sehr fleißig und erlegten zahlreiche Vögel, aber immer, wenn wir uns unserer Beute freuten, versicherten uns die Europäer, daß es jetzt in der trockenen Jahreszeit nur wenige Vögel hier gäbe. Die Regenzeit rufe ein ganz anderes Leben in der Tierwelt hervor und bringe unzählbare von Süden kommende Vogelscharen mit. „Ihre Ausbeute ist schlecht gewesen,“ sagte uns ein Einheimischer, „gehen Sie drei oder vier Meilen am Blauen Flusse hinauf, und jagen Sie dort in den Wäldern; dann werden Sie mir recht geben.“ Ich war sogleich bereit, dem Räte zu folgen, und verließ am 27. Januar die Hauptstadt mit zwei nubischen Dienern, mußte aber schon vier Tage später in Butri meine sehr lohnenden Arbeiten am Blauen Fluß wieder einstellen. Ich bekam einen starken Fieberanfall und konnte auch die folgenden Tage mein Zelt nicht verlassen. Die schlimmste Zugabe der Krankheit war ein nicht zu beschreibender Widerwille gegen alle Beschäftigung. Und gerade der Mangel an Arbeit wurde zur unerträglichen Qual. Langsam schlich mir die Zeit dahin. Am 2. Februar traf mich ein zweiter Anfall, viel stärker als der erste, so daß er ernste Besorgnis in mir erregte. Hätten die Lieben im Vaterland ahnen können, daß ich gerade an diesem Tage, meinem Geburtstage, ohne Hilfe und ohne Arznei schwer fieberkrank im Urwalde lag, wie würden sie sich geängstigt haben.

Um mir wenigstens Arzneien zu verschaffen, ritt ich am 3. Februar nach Chartum. Zehn Stunden auf dem Rücken eines Esels und fieberkrank! Das sind die Strapazen in Afrika. Nachdem ich einige Stunden in Chartum geruht hatte, ritt ich mit fieberbändigendem Chinin in der Tasche nach Butri zurück. Die Nacht ereilte mich mitten im Walde; ich ritt an dem Dörfchen Butri vorbei und kam erst gegen Mitternacht zu einigen Nomadenhütten. Dort nahm ich einen Führer, mit dessen Hilfe ich gegen Morgen auf dornigen Pfaden zerschunden und zerkrast in meinem Zelte anlangte.

Mit hundertdreißig präparierten Vogelbälgen kehrte ich am 8. Februar nach Chartum zurück. Der Baron musterte die Sammlung und war — mit der Ausbeute unzufrieden. Mich empörte seine Undankbarkeit, hatte ich doch selbst fieberkrank noch gearbeitet. Zum ersten Male habe ich damals gefühlt, daß die Bemühungen eines Sammlers und Naturforschers selten gewürdigt werden. Hätte die Wissenschaft nicht ihre unwiderstehlichen Reize, ich würde von jener Stunde an kein Tier mehr gesammelt — und mir damit selber das Tor meines Glückes verschlossen haben.

Chartum und seine Bewohner.

Wo der muntere Gebirgsstrom des Blauen Flusses, des Bahr el-Urak, seine raschen Fluten mit den langsam dahinschleichenden trüben Wassern des Weißen Stromes, des Bahr el-Abiad, mischt, lag ein kleines Dorf: Chartum. Aus ihm sollte die Hauptstadt des Sudans hervorgehen. Im Jahre 1823 erbaute man die ersten Hütten für die Soldaten, ein wenig oberhalb des Dorfes und wegen des guten Trinkwassers dicht am Blauen Flusse. Eine Hütte reihte sich an die andere, der „Kaffr“ (Weiler) wurde zum „Bander“ (Flecken). Häufige Brände vernichteten die Strohhütten, weshalb man sie durch Lehmbauten ersetzte. Außerdem errichtete man eine Wohnung für den Pascha, Gefängnisse für widerspenstige Eingeborene und eine Moschee. Spätere Neubauten, unter denen der Basar obenan steht, gaben Chartum seine heutige Gestalt und erhoben es zur Stadt.

Wie in allen mohammedanischen Städten ist auch in Chartum der Markt der Zentralpunkt geselligen Lebens. Hier liegt die Moschee, und hier befinden sich auch die Basare, deren Kaufhallen in länglichen, mit verschließbaren Eingängen versehenen Gebäuden liegen, zu beiden Seiten eines breiten Weges. Die Hallen werden durch Oberlicht erleuchtet und nachts von vereidigten Wächtern behütet. Der arabische Kaufmann braucht, um in seiner Bude mit untergeschlagenen Beinen sitzen zu können, sehr wenig Platz und weiß aus den in seinem Laden bunt durcheinander-

liegenden Gegenständen geschickt das Gewünschte herauszukramen.

Zwischen den Basaren liegt der Brotmarkt, auf dem die aus Aegypten eingewanderten Bäcker unter großen Schirmen vortreffliches Weizenbrot feilbieten und Sudanefinnen kleine Durrafuchen und größere Durrafladen verkaufen. An den Brotmarkt reihen sich der Milch-, der Frucht- und der Gemüfemarkt, in dessen Mitte sich ein fatales Gerüst, der Galgen, erhebt. Er hat etwas Schauerliches inmitten der laufenden Menschenmasse, zumal wenn er behangen ist, was freilich die Gärtner und Butterweiber nicht stört.

Die Bevölkerung der Stadt ist ein buntes Gemisch aus Türken, Europäern, Griechen (die in der Levante nicht zu den Europäern zählen), Juden, Aegyptern, Nubiern, Sudanesen, Abessinern und vier oder fünf verschiedenen Negervölkern.

Im Grunde sind die Sudanesen kerngute Menschen, gastlich und zuvorkommend gegen den Fremden, bei all ihrer Armut gern bereit, einen Bedürftigen zu beschenken oder einen Hungrigen zu erquicken; sie halten ein gegebenes Wort und bewahren ein ihnen anvertrautes Pfand besser als ihr Eigentum; sie lieben ihre Kinder und achten die Eltern; sie halten die Gastfreundschaft für eine heilige Pflicht und üben sie gewissenhaft. Allein sie lügen, betrügen und stehlen auch, wo sie nur können; sie sind sinnlichen Genüssen sehr ergeben, sind faul, leichtsinnig und liederlich, wie alle Südländer heftig und leicht reizbar; ihr Zorn flammt wie Strohfeuer auf und läßt sie ohne Bedenken Ausschreitungen begehen, die sie nach wenigen Augenblicken bereuen. Wollten wir sie nur nach unseren Sitten beurteilen, so müßten wir sie für moralisch tief gesunken erklären, doch darin hätten wir unrecht. Sie tun das Gute, weil sie es von ihren Vorfahren her gewohnt sind, und üben das Böse, weil es die Vorfahren ebenfalls taten. Ihre Begriffe von Gut und Böse sind andere als die unsrigen. Jedes Volk hat andere Ansichten über Tugend und Laster.

Ein eigentliches Gesetzbuch besitzen die Mohammedaner noch nicht, der Koran ist ihr ein und alles. Er lehrt sie das

Gute vom Bösen unterscheiden, bestimmt die Strafe eines Verbrechers und enthält die Gesetze, durch die der Feldherr Mohammed seine Truppen und Anhänger zügelte. Leider ist dieses vortreffliche Religionsbuch bis jetzt in den Ländern des Sudans nur wenig verbreitet; die Sudanesen besitzen erst eine einzige Moschee in ihrem Vaterlande, und nur die Hauptformeln ihrer Religion sind ihnen überlieferungswise bekannt geworden. Sie sind Mohammedaner dem Namen nach, ohne die Gesetze des Islams zu kennen.

Wird ein Sudanese krank, so daß man sein Ende befürchtet, so versammeln sich die Nachbarn und Freunde an seinem Lager, um ihm die Freuden des Paradieses auszumalen und ihm sein Glaubensbekenntnis abzunehmen. Hat man dem Toten die Augen zugeedrückt, so teilen seine weiblichen Verwandten der ganzen Nachbarschaft den Todesfall mit durch ein gellendes Ulululul-Geheul. Die Gattin des Toten gebärdet sich wie wahnsinnig. Sie läuft durch alle Straßen, macht mit der zusammengerollten Ferdah¹ die sonderbarsten Bewegungen über ihrem Kopfe und bestreut ihn unter Gebärden der tiefsten Trauer mit Asche und Sand. Beim Tode einer Frau macht man weniger Umstände; die Freundinnen oder weiblichen Verwandten heulen zwar ebenfalls, geben aber doch keine so große Trauer kund wie beim Tode eines Mannes.

Auf den Klageruf erscheinen die Nachbarn am Trauerhause und beginnen die Totenklage, d. h. sie heulen und schreien kläglich, trinken dabei aber so viel Merisa², wie sie vertragen können. Mittlerweile wird der Tote gewaschen und in ein langes Stück Baumwollenzug gehüllt, das selbst der Armste für seinen toten Verwandten kauft oder erbettelt, wobei er der Mildthätigkeit seiner Glaubensgenossen sicher sein kann. Starb der Kranke am Morgen, so wird er noch am selben Tage beerdigt, starb er gegen Abend oder in der Nacht, am nächsten Morgen. Die Totenklage dauert so lange, bis die Leiche ins Grab gesenkt wird. Auch wenn ein Toter längst beerdigt ist, ist jeder,

¹ Umschlagtuch. ² eine Art Bier, aus Durra (Mohrenhirse) bereitet.

der noch nicht mit geklagt hat, verpflichtet, den Klagesang anzustimmen. Dabei ahmt er dann alle Gebärden des Schmerzes nach, schluchzt und heult, klagt und wischt mit der Hand seine Augen, obgleich keine einzige Träne fließt, eine Heuchelei, die für den Europäer etwas Empörendes hat. Nach dem Tode gibt es bei den Sudanesen keinen Standesunterschied mehr; der am Galgen Gestorbene wird ebenso beerdigt wie der wohlhabende Kaufmann oder Schech. Die Regierung tötet den Verbrecher, gönnt ihm aber ein ehrliches Begräbnis. Auch ein Gehängter wird nach wenigen Stunden von seinen Verwandten vom Galgen genommen, wie jeder andere Tote gewaschen, in das Lailach gehüllt und unter Gebeten bestattet.

Die Nahrung der Sudanesen ist an und für sich sehr einfach, aber ihre Bereitung erfordert trotzdem die angestrengteste Tätigkeit der Frau. Der Grund liegt in der schwierigen Zubereitung des Brotes (Risra), das zwei Stunden vor der Mahlzeit noch Getreide ist. Man kennt im Sudan nicht die Handmühlen der Ägypter, sondern bedient sich zum Zerkleinern der Hülsenfrüchte und des Getreides der „Murhaka“, einer schiefgeneigten Granitplatte, auf der die vorher angefeuchteten Durra- oder Dohenkörner mit der Hand durch einen Reibstein zerrieben werden. Bei diesem anstrengenden Geschäft kniet die Frau vor der Platte nieder, erfaßt mit beiden Händen den Reibstein und zerkleinert dann durch kräftiges Auf- und Niederschieben die Frucht. Den groben Brei sammelt sie in einer am unteren Ende der Platte angebrachten Vertiefung, doch ist er erst nach zwei- oder dreimaliger Bearbeitung zum Backen tauglich. Unter dem heißen Klima ist dieses Zerreiben so anstrengend, daß der Geplagten, obgleich sie bis auf einen Schurz um die Lenden entkleidet ist, der Schweiß in großen Perlen von der Haut rinnt. Dennoch singt sie ein Liedchen dabei.

Nicht immer wird der Teig gleich verbacken; gewöhnlich läßt man ihn einige Tage stehen, damit er in Gärung übergeht. Backöfen kennt man nicht; der Mehlteig wird oberflächlich auf einer Tonplatte geröstet. Nachdem diese über gelindem Feuer genugsam erwärmt und mit Fett einge-

rieben ist, wird der Teig mit einer Kürbisschale aufgetragen und gleichmäßig verbreitet, auf der einen Seite schwach geröstet und dann umgewendet, um auch hier ein wenig gebacken zu werden. Der dünne Fladen bleibt immer schliffig, hängt sich beim Rauen zwischen die Zähne, hat einen unangenehmen Geschmack und Geruch und verleidet dem Europäer oft schon durch seinen Anblick die Eßlust.

Nur selten bereitet man Fleischspeisen. Tauben und Hühner werden in einer entsetzlich stark mit Pfeffer versetzten Butterbrühe gekocht oder gebraten. Die Europäer glauben ersticken zu müssen, wenn sie von dem auf solche Weise bereiteten Geflügel essen sollen; ich habe es nie dahin bringen können, auch nur einen Bissen davon zu genießen. Bei gewissen Feierlichkeiten essen die Sudanesen einfach in Wasser gekochtes Schafffleisch, ohne jede pikante Würze. Rindfleisch wird von den Eingeborenen nur zur Kräftigung von Brühen benutzt. Man schneidet es in dünne Streifen, trocknet sie in der Sonne und bewahrt sie auf. Vor dem Gebrauch werden etliche dieser Streifen zerrieben und der schleimigen Brühe beigemischt.

Man schlachtet in Chartum alle Tage, weil sich das Fleisch in den Tropen nicht länger genießbar erhalten läßt. Fettes und mageres Schlachtvieh hat gleichen Wert; sogar tragende Kühe oder Kamelstuten werden geschlachtet. Es hat wirklich etwas Ergreifendes, wenn ein Kamel auf Geheiß seines Herrn niederkniert, um getötet zu werden. Die Fleischbank ist weit von der Stadt entfernt und verbreitet einen ekelhaften Geruch. Hunde, Geier, Falken, Adler und Marabus treiben sich zu jeder Tageszeit in der Nähe herum und warten auf Abfälle.

Wie alle Morgenländer führt der Sudanese seine Speise zwar mit der Hand zum Munde, beobachtet dabei jedoch keine Reinlichkeit. Er erfaßt ein Stück Durrafladen mit den drei ersten Fingern der rechten Hand, taucht es in seine Eßmulde und führt mit dem als Löffel benutzten Fladen so viel in den Mund, wie er unterbringen kann. Nach dem Essen leckt er die Finger laut schnalzend ab, wäscht danach flüchtig Mund und Hand und bemüht sich, hörbar aufzustöhnen, ein Zeichen, daß es ihm gut geschmeckt

hat. Fleischstücke zerreißt er mit den Händen und beißt so große Bissen ab, wie er mit einem Male zu kauen vermag.

Der Hof des Städtebewohners beherbergt an Haustieren einen Esel, einen wachsamem Hund, zuweilen auch eine Katze, mehrere Ziegen und ein Volk Hühner. Die Dörfler besitzen Rinder-, Ziegen- und Schafherden, einige Kamele und Zebus, mehrere Esel, Hunde und Hühner.

Der Esel des östlichen Sudans steht dem ägyptischen nach. Er ist schwächer, fauler und störrischer, dem Sudanesen aber gleichwohl ein wertvoller Genosse, obgleich er ihn halb verhungern oder sich selbst sein Futter suchen läßt. Zum Reiten legt sein Besitzer ihm einen hölzernen Sattel ohne Gurt auf den Rücken, nimmt statt des Zügels einen Hakenstock in die Hand und bringt sein Reittier durch Zungenschmalzen in Gang. Mit dem kurzen Stock wird der Esel gelenkt.

Der Hund des Sudanesen ist ein schönes Tier von edler Rasse.

Die Ziege ist ein kleines und feines, milchreiches Geschöpf. Sie klettert geschickt auf den schiefstehenden Bäumen herum, verlangt wenig oder gar keine Pflege und nährt sich von den spärlich wachsenden Kräutern und Blättern. Schafe und Rinder spielen im Haushalt des Dörflers eine untergeordnete Rolle. Erstere gehören zu den wollelosen Fettschwänzen, letztere sind klein und wenig wertvoll. Dagegen ist das Zebu für die bewässerten Felder am Blauen Flusse von Wichtigkeit; dieser Buckelochs ist es, der die Schöpfräder in Bewegung setzt.

Die Hühner sind klein, aber fruchtbar.

Das Klima in Chartum ist überaus ungesund. Man hat berechnet, daß achtzig Prozent der Europäer, die mehrere Jahre in Chartum zu leben gezwungen sind, in dieser Zeit sterben, doch rafft das Klima den Farbigen ebenso hin wie den Fremdling. Krankheiten führen im Sudan oft schon in wenigen Stunden zum Tode.

Hauptsächlich unterscheidet man im Sudan zwei Jahreszeiten: die Zeit der Dürre und die Regenzeit, Sommer und Winter. Übergänge gibt es nicht; eine Jahreszeit

folgt unmittelbar auf die andere. Die Regenzeit ist die Zeit des Lebens, sie wandelt das Land zum blühenden Garten; die Dürre vernichtet die Pflanzenwelt.

Der Regen beginnt in Chartum im Juni oder Juli und währt dann bis Mitte Oktober. Er erweckt alles zu neuem Leben und kleidet selbst die verbrannte Steppe in ein blütenreiches, duftiges Gewand.

Wenn in den Monaten März und April die Sonne ihre Glutstrahlen senkrecht herabsendet, treten die bis dahin durch die von Norden her zuströmenden Passatwinde zurückgehaltenen Südwinde öfter und stärker auf. Sie sind es, die in den Wüsten als Samum den Sand aufwirbeln, die Wasserschläuche der Karawane trocknen und die an Durstesqualen verendeten Menschen im Sande begraben. Sie sind es, die in Agypten als Chamsin wehen und die Bäume entblättern, als Schirokko den Schiffern des Mittelmeers, als Föhn den Bewohnern der Alpen gefährlich werden und als Tauwind die Fluren von Deutschland durchbrausen. Überall sind sie gefürchtet, am meisten aber doch in den Tropen. Sie trocknen und zerstäuben die Blätter der noch grünen Bäume und zerklüften die dürstende Erde. Aber gerade diese Südwinde sind auch die Boten des Lebens, weil sie die Regengüsse aus dem Süden heranbringen. Zwar kann sich kein Gewitter zusammenziehen und keine Wolke entladen, solange sie wüthen, aber sie ermatten allmählich. Und nun kämpft das lebenbringende Wasser mit dem ertötenden Gluthauch des Windes. Je schwächer die Südwinde wehen, um so dunkler und dichter werden die Wolken. Im Mai oder Juli verändern sich die Luftströmungen. Die konstanten Südwinde wechseln mit Stürmen aus Ost- und Südost, aus West und Südwest. Die ersteren sind in Chartum die Herolde des Regens.

Ein Gewitter in den Tropen ist eine so großartige Naturerscheinung, so grauenhaft und so unendlich erhaben, daß es die Feder kaum schildern kann. Gewitterschwanger droht der Himmel, ein Orkan mit Regengüssen ist im Anzuge. Noch regt sich kein Lüftchen, noch hört man kein Flüstern der Blätter. Alles ist tot, auch in den Straßen der Stadt,

im Walde wie in den Hecken der Gärten. Die Verkaufshallen der Basare, die Amtssäle und Schreibstuben der Regierung werden geschlossen; die sonst so lauten Hunde schleichen mit eingezogenem Schwanz einem stillen Plätzchen zu; der Gesang der Vögel ist verstummt, sie halten sich im dichtesten Laubwerk verborgen. Es ist eine unheimliche, wahrhaft grauenerregende Ruhe; es ist die Stille vor dem Ausbruch einer allgemeinen Naturempörung.

In der Ferne ballt sich eine dunkle und dennoch loderende Wolke zusammen wie der Feuerschein einer brennenden Stadt oder eines meilenweit in Flammen stehenden Waldes. Brandrot, Purpur, Dunkelrot und Braun, Fahlgelb, Grau, Tiefblau und Schwarz vereinigen sich zu einem furchteinflößenden Ganzen. Je dunkler die Wolke wird, desto dunkler wird auch der Himmel. Jetzt hört man von fern ein pfeifendes, sausendes Geräusch; das Thermometer steigt um mehrere Grade, das Barometer fällt auf Sturm. Die Schwüle wird nahezu unerträglich.

Nach und nach hüllt die dunkle, undurchsichtige Wolke alles in düstere Schleier. Da aber bewegen sich plötzlich die Zweige der Bäume mit Hefigkeit, der Wind hat sie erreicht. Zuerst sind es mehrere Einzelstöße, in wenigen Minuten aber wächst er zum Sturm und der Sturm zum Orkan. Und dieser wütet mit einer beispiellosen Gewalt. Die noch vor kurzem ruhig dastehenden Bäume beugen sich wie schlanke Gerten, ihre Kronen werden hin und her geschleudert und des größten Theils ihrer Blätter beraubt, die Stämme ächzen, krachen und brechen. Es ist, als wollten die Elemente sich gegenseitig bekämpfen. Der Orkan wühlt in den Rizen und Spalten der Erdoberfläche, entzieht ihnen allen Staub und Sand und führt ihn mit sich fort.

Auf einmal übertönen prasselnde Donnerschläge das Tosen der Windsbraut. Noch kann man keine Blitze sehen, die Staubwolken sind noch zu dicht, aber immer lauter durchdröhnt das Rollen des Donners das allgemeine Chaos der Töne. Jetzt rauscht es sonderbar dazwischen, wie wenn ein Hagel Deutschlands Gaue verwüstet, und doch sind es nur vereinzelte Regentropfen. Sie aber wachsen

zu Güssen an. Die Musik der Hölle nähert sich dem Ende, der Orkan ist ermattet, der Sturm verstummt. Nun werden wir auch des fahlen Lichtes der Blitze gewahr; einer folgt pausenlos auf den andern, und ihr Licht ist so grell, daß man die Augen schließen muß. Der Donner rollt in gewaltiger Stärke, in wolkenbruchartigen Strömen rauscht der Regen herab. Die Straßen gleichen in kurzer Zeit Flüssen, die Hauptstraßen Strömen, die Plätze Seen.

So dauert das Unwetter zwei bis drei Stunden. Der Himmel entsendet einen Feuerstrahl nach dem andern, der Donner rollt ununterbrochen, und aus dem Regen wurde ein Wolkenbruch. Dann aber erhebt sich wieder der Wind und führt die Regenwolken von dannen; schon leuchten die Blitze in weiter Ferne, der Donner wird schwächer, der Regen hört auf.

Wohltätige Ruhe tritt ein nach dem Sturm. Die Blätter der immergrünen Bäume, auf denen wochen- und monatelang der Staub gelagert hatte, prangen in herrlichem Dunkelgrün; die Pflanzen, die ermattet ihre Zweige und Blätter hängen ließen, erscheinen wie neugeboren. Sowenig wir nach den Naturerscheinungen unserer gemäßigten Zone auf die Erschöpfung alles Lebenden in Afrika zur Zeit der Dürre schließen können, so wenig sind wir imstande, uns die Lebensfreudigkeit der Pflanzen und Tiere vorzustellen, die sie nach einem Gewitter entfalten. Der erste Regenguß ist der Zauberschlag, der den Frühling hervorrufft. Ein einziger Regen ist hinreichend, die braune Erde mit einem grünen Teppich zu überkleiden, nach wenigen Tagen sproßt bereits junges Gras. Man muß den Urwald in seiner Herrlichkeit gesehen haben, um den Frühling der Tropen begreifen zu können. Wie balsamisch durchweht der Blütenduft der Mimosen die Herz und Sinn erfreuende und erhebende Tropennacht!

In den Straßen von Chartum hört man sogleich nach dem ersten Regen die Frösche quaken, laute und tiefe Bassstimmen, die auf einen vierfach größeren Körper schließen lassen, als ihn die Tierchen besitzen. Wenige Stunden nach dem Regen sind sie da, man weiß nicht woher; zu Hunderten bevölkern sie die Lachen, und weithin

durchhallen ihre Stimmen die Nacht, wo niemand sie vorher vernahm. Auf den sandigen Wegen sammeln sich zu Tausenden farbenprächtige Sandkäfer, um die Wipfel der Palmen und Mimosen schwirren Millionen von Insekten, und langgeschwänzte Ziegenmelker eilen allnächtlich zu ihrem Fange herbei. In allen Gärten bauen fröhliche Vögel ihr Nest; die goldenen und smaragdnen Honigsauger erscheinen aus den Wäldern und kommen bis dicht unter die Fenster an die Blüten der Kaktusfeigen, um zu naschen. Es ist die genussreichste Zeit für den Forscher, aber auch eine Zeit der Gefahr wegen der nun auftretenden Krankheiten.

Gewöhnlich regnet es in drei bis fünf Tagen einmal. Die seit Monaten durstige Erde saugt gierig den Himmelsseggen ein, und das sich sammelnde Wasser verschwindet schnell. Schon nach kurzer Zeit wirbelt der Wind neue Staubmassen auf. Die Wärme wird überaus lästig, aber es ist nicht die Hitze an sich, sondern mehr die nur schwer zu ertragende Schwüle, die ermattend wirkt.

Bekanntlich sind es die in den Tropen Nordostafrikas niederstürzenden Regen, die das Steigen des Weißen und Blauen Flusses und damit des Nilstroms bewirken. Der Blaue Fluß fängt in Chartum schon Anfang Mai zu steigen an, der Weiße Fluß einen halben Monat später. Beide schwellen erst langsam, dann immer rascher, doch ist das Ansteigen des durch steile Ufer eingeengten, direkt aus den Gebirgen herabströmenden Bahr el-Urak deutlicher sichtbar als das des langsam im Flachlande hinziehenden Bahr el-Abiad.

Mitte August hat der Blaue Nil seine größte Höhe erreicht und beginnt von nun an erst langsam, dann rasch und schließlich kaum merkbar bis Anfang Februar zu fallen. Der Weiße Nil hat erst gegen Ende August seinen höchsten Stand. Zu dieser Zeit gewähren beide Ströme dicht unterhalb ihres der Stadt sehr nahe gerückten Vereinigungspunktes einen majestätischen Anblick. Alles Land zwischen den beiden Strömen und Chartum ist verschwunden, und von den Inseln inmitten der Ströme sieht man nur noch die mit Wasservögeln aller Art wie mit weißen Blüten

bedeckten Kronen der Bäume. Selbst die hart oberhalb des Dörfchens Omdurman am linken Ufer des Weißen Flusses beginnenden Tropenwälder stehen größtenteils unter Wasser. Dann tummeln sich, dem Kugelrohr des Schützen unerreichtbar, allerhand Wasservögel zwischen Krokodilen und Nilpferden, der heilige Ibis baut sein Nest auf den vom Wasser untrogten Mimosen der Inseln, und der Webervogel hängt sein zierlich geflochtenes Haus an schwankenden Berten auf. Allüberall erweckt die Regenzeit neues Leben.

Mit dem Verschwinden des Wassers beginnt die Dürre. Im Oktober stellen sich die nördlichen Passatwinde ein, erst leise fragend, ob sie sich mit den von Süden heranrasenden Orkanen in einen Kampf einlassen dürfen, dann stärker, gleichmäßiger. Bis in den November hinein wechseln sie mit Südwinden, erst von der Mitte des Monats an sind sie Herrscher. Während im Mai und Juni das Thermometer oft 40 Grad im Schatten zeigt, sinkt es im November zuweilen auf 8 Grad herab; der an die Hitze gewöhnte Europäer zittert vor Frost und hüllt sich in seine Pelze. Im Dezember harren die Durrfelder der Sichel entgegen, im Januar und Februar fangen die Bäume an, ihr Laub abzuwerfen; das Gras und die übrigen Stepppflanzen verdorren, die Schlingpflanzen in den Wäldern sterben ab oder versinken in den Zustand der Ruhe. Aber die Samen der Pflanzen sind längst gereift, die jungen Vögel dem Neste entfliegen und die Säugetierjungen zum Ertragen des nun herannahenden Elends erstarrt. Die Ströme sind so seicht geworden, daß sie an einzelnen Stellen durchwatet werden können. Jetzt sieht man die Krokodile reihenweise auf den Sandbänken liegen und sich behaglich in den immer wärmer werdenden Strahlen der Sonne recken. Das Nilpferd sucht tiefere Stellen auf, Ibisse und Webervogel sind verschwunden, wer weiß wohin. Bisher wehten kühle Passatwinde, nun treten auch die vernichtenden Südwinde auf. Der Kreislauf ist beendet.

Trotz der vom März bis an den August herrschenden Hitze sind diese Monate die gesündesten für Fremde und

Einheimische. Erst am Ende der Regenzeit, wenn die Erde auszudünsten beginnt und giftige Miasmen¹ erzeugt, treten die dem Sudan eigentümlichen Krankheiten in ihrer vollen Stärke auf.

In den tropischen Wäldern am Blauen Nil.

Am 23. November 1850² verließen wir Chartum in unserer wohlgerüsteten Barke. Vor gutem Winde segelten wir rasch stromaufwärts.

Noch heute erinnere ich mich mit Wonne an diese schönste aller meiner Reisen. Wir lebten ein köstliches Jägerleben, kein Unfall trübte die glückliche Fahrt. Beute, Beschäftigung und Unterhaltung fehlten nie, Jägerfreuden wechselten mit Jagdabenteuern. Das Geheul der Hyänen wurde uns zur gewohnten Melodie, die grunzende Stimme des Panthers und das Brummen der Nilpferde verloren alles Schreckhafte, und nur —

„Des Löwen donnerndes Gebrülle
tief aus den Bergen her, das, durch die Todesstille
der Nacht noch schrecklicher, im Walde wiederhallt,“

trieb uns die Haare unwillkürlich ein wenig empor, sobald der König der Wälder gar zu nahe an unser Zelt kam.

Am Morgen des 27. November jagten wir beim Dorfe Kamlin in beinahe undurchdringlichem Urwald. Ein paar Araber machten uns auf die Fährte eines „Essed“, d. h. eines Löwen, aufmerksam und erzählten uns, daß er vor drei Tagen zwei Esel getötet und die Bewohner einiger Hütten am rechten Ufer dermaßen eingeschüchtert habe, daß sie Hab und Gut im Stich ließen und nach dem anderen Ufer flüchteten. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß wir es mit Leopardenfährten zu tun hatten. Wir trösteten die Araber mit dem Versprechen, auf die Bestie anstehen zu wollen, und wurden zum Dank dafür auf mannigfach verschlungenen Pfaden durch den sonst vollkommen unpassierbaren Tropenwald nach einer Richtung geführt.

¹ Ansteckungsstoffe. ² Brehm war den Nil hinab- und dann wieder hinaufgezogen und zum zweiten Male in Chartum angelangt.

Auf blumengeschmückter Grasmatte standen hohe und stolze Mimosen. Die Lichtung wäre ein Paradies gewesen, hätte nicht das „Volk des Teufels“, die Wanderheuschrecken, den prächtigen Wald heimgesucht gehabt. Von den zarten Blättern und duftenden Blüten der Bäume war nichts mehr zu sehen. Zweige und Äste hatten anderen Schmuck erhalten: dicht aneinandergedrängt saßen allüberall die gefräßigen Insekten. Die Anzahl der Tiere lernt man erst schätzen, wenn man durch Rütteln der Bäume einen Schwarm in Bewegung bringt. Dann verdunkeln die Heuschrecken buchstäblich die Luft, ziehen aber auch dadurch zugleich ihre Feinde herbei. Hunderte von Turmfalken, die Europa verlassen hatten, saßen auf den höchsten Spitzen der Mimosen oder schwebten, rüttelten und glitten in wechselvollem Fluge über der schwarzgrauen Insektenchar. Solange die Heuschrecken an den Zweigen hingen, verwehrten die Stacheln und Dornen der Bäume den flinken Räubern das Zupacken, sobald der Schwarm aber zu fliegen begann, eilten die Falken herbei, jagten durch die dichtesten Scharen und ergriffen eins nach dem andern der schädlichen Tiere. Ohne Zeit zu verlieren, reißt der Falke den Kerfen die Flügel ab und verspeist seinen leckeren Fraß in der Luft. Das scheinbare Spiel der jagenden Raubvögel war so anmutig, daß wir sie nicht durch Schüsse störten, vielmehr ihnen durch wiederholtes Schütteln der Bäume stets neue Fanggelegenheit boten.

Am 3. Dezember sahen wir das erste Nilpferd. Es tummelte sich bei Tage im Strome und wurde beständig von seinem Jungen umkreist, mit dem es zu spielen schien. Wir befanden uns in der Nähe der Steppenstadt Mussellemie, einer Aufbruchstation nach Abessinien reisender Kaufleute. Zwei Tage später landeten wir in dem Bezirksstädtchen Woled-Medine, von wo aus sich der Blaue Nil nach Osten wendet, um bald darauf wieder in seine frühere südnördliche Richtung zurückzukehren. Durch diese Krümmung entstand eine Halbinsel, die von den Eingeborenen „Elefanteninsel“ genannt wurde. Noch vor zehn Jahren sollten in den ausgedehnten Waldungen der Insel zahlreiche Elefantenherden gehaust haben, wir sahen nur noch

Affen und Vögel. In den Büschen hingen merkwürdige Fledermäuse, von denen wir mehrere erlegten. Die Farbe der Tiere war ein düsteres Olivgrün, die Flughäute glichen ölgetränktem Papier. An einem von uns getöteten Weibchen hing ein halberwachsenes Junges, das auch nach dem Tode der Mutter die Saugwarzen nicht losließ, obgleich es schon flugfähig war.

Auf einer mit hohem und stachligem, aber ungemein wohlriechendem Grase bestandenen Ebene schoß ich ein altes Männchen der arabischen Trappe. Königs- und Jungferntraniche waren häufig, aber sehr scheu.

15. Dezember. Wir sind in die Nähe der Stadt Sennar gekommen. Von dem großen Tokuldorfe Wadi-Abas, in dem wir gestern Lebensmittel einkauften, sahen wir bereits die Gebirgszüge, die sich einige Meilen südlich der alten Fungistadt aus der Ebene erhoben. Der Strom machte aber so viele Krümmungen, daß wir den Nordwind nur auf kurze Strecken benutzen konnten und die übrige Zeit das Zugseil benutzen mußten. Wir verloren aber keine Zeit bei der langsamen Fahrt, denn beide Stromufer schienen miteinander zu wetteifern, um uns reiche Jagdbeute zu liefern. Die Schlingpflanzen der Wälder wurden häufiger und nahmen an Größe und Dicke zu. Abends kamen wir an eine über und über mit Vögeln bedeckte Strominsel, doch floh die ganze Schar nach den ersten Schüssen in den Wald des rechten Ufers. Ich ließ hinübersetzen und entdeckte eine schmale, aber mehr als sechshundert Schritt lange Lache, an der sich Hunderte von Sumpfvögeln herumtrieben. Es war mir unbegreiflich, wie diese einzige „Fula“ so außerordentlich zahlreiche Vögel ernähren konnte, zumal sich darunter Scharen von Nimmersatten und Marabus befanden. Zwei storchartige Vögel von riesiger Größe, die im Fluge nur die zwei Hauptfarben ihres Gefieders, Schwarz und Weiß, zeigten, erwiesen sich als Sattelstörche. Bei der Verfolgung eines Seeadlers gelangte ich in einen Mimosenwald, wie ich noch keinen ähnlichen gesehen hatte. Hohe, prächtige Bäume standen vereinzelt in einer kahlen Ebene, und in dem dicht verzweigten Laubgewölbe kreischten Papageien,

von denen ich jedoch wegen der Ähnlichkeit ihrer Körperfarbe mit den Blättern der Bäume keinen einzigen zu entdecken vermochte, zumal da ein Halbdunkel herrschte. Nur ein Seeadler fiel mir zum Opfer.

Bierthaler¹ und Tomboldo² verfolgten inzwischen die Marabus, die in Gesellschaft der Nimmersatte zur Nachtruhe aufgebaumt waren. Die ersten Schüsse machten sie leider so scheu, daß alle Anstrengungen, ihrer habhaft zu werden, erfolglos blieben. Von fernher tönte das seltsame Grunzen des Leoparden, und unmittelbar bei unserem Schiffe hob ein Nilpferd den ungeschlachten Kopf aus dem Wasser und brüllte uns dann und wann in die Ohren.

Am folgenden Tage legte die Barke hart unterhalb Sennars an dem mit dichtem Urwald bestandenen linksseitigen Ufer an. Wiederum brummte oder grunzte ein Leopard und gab uns Hoffnung auf ein gelegentliches Zusammentreffen mit ihm. Sennar, die Hauptstadt des durch die Türken vernichteten Königreiches Dar-Fungi, ist schmutziger und ärmllicher als Woled-Medine und besitzt an Stelle des Basars nur einige elende Budiken, in denen man die notwendigsten Gegenstände des täglichen Gebrauchs kaufen kann. Im Gegensatz zu anderen Städten verstummt hier das fröhliche Nachtleben bald, weil die Hyänen schon vor Mitternacht die Hauptstraßen der Stadt besuchen und dann um die Wette heulen. Auf der großen Sandbank, vor der wir angelegt hatten, sonnten sich nachmittags regelmäßig Krokodile.

In der Nähe unseres Landungsplatzes entdeckte Tomboldo eine große Fula, deren Vorhandensein wir schon aus dem Fluge zahlreicher Wasservögel vermutet hatten. Wir fanden ein ähnliches Vogelleben wie an den anderen Regenteichen und wandten unsere Aufmerksamkeit daher nur einem Paar prachtvoller Sattelstörche zu, die sich würdevoll unter den bekannteren Sumpfbewohnern bewegten. Ich konnte mich dem Männchen nach langer, beschwerlicher Jagd endlich nähern und ihm eine tödliche Kugel beibringen.

¹ Dr. med. Bierthaler aus Röhren war Reisebegleiter. ² nubischer Jäger.

Am 22. Dezember verließen wir Sennar und fanden nach zweitägiger Fahrt wieder sehr ausgedehnte Wälder, die weithin weder durch Dörfer noch durch baumlose Ebenen unterbrochen waren. Im Walde saßen fast auf allen Büschen kleine prachtvolle Bienenfresser, von denen ich über ein Duzend erlegte. In der steilen Uferwand entdeckten wir später eine Nistkolonie dieser Vögel mit mehr als achtzig runden Eingängen zu den backofenförmigen Nesthöhlen auf einer Fläche von kaum zwanzig Quadratfuß.

24. Dezember. Die großartige Welt, die uns die tropischen Wälder erschlossen, hatte bisher alle Sehnsucht nach zivilisierten Ländern verstummen lassen. Heute abend jedoch war es anders. Wir brauten Punsch nach dem Abendessen und versuchten beim Becherklang die nach der Heimat schweifenden Gedanken zu vertreiben. Daheim im Vaterlande beging man das heilige Weihnachtsfest, uns hatte niemand einen Baum angezündet. Aber der Urwald selbst bescherte uns Weihnachtsfreuden. Am anderen Ufer ging eine Elefantenherde zum Flusse und rief uns schmetternde Grüße zu. Und dann — als ob die schrillen Trompetentöne das Zeichen zum allgemeinen Wettbewerb der Urwaldstimmen gewesen wären —, dann wurde es plötzlich lebendig im Walde. Das donnernde Gebrüll eines Löwen durchhallte die Nacht, ein Nilpferd hob seinen Kopf aus den Fluten und brummte, als ob es mit der Löwenstimme wetteifern wolle, drüben auf der Sandbank klagten Scherenschnäbel, im Urwalde heulten die Eulen und Hyänen im Chor, und Silberglöckchen gleich erklang das Gezirp der tropischen Zikaden durch das Stimmengewirr. Das war die Weihnachtsmusik, die der Urwald uns bot; die Freude, gerade heute zum erstenmal Elefanten zu hören, war unser Christgeschenk.

27. Dezember. Wenn ich einem Ornithologen die Vogelarten aufzähle, die wir im Umkreis von einer halben Meile an einer Fula antrafen, und ihm ferner mitteile, daß viele Arten durch Hunderte von Einzeltieren vertreten waren, so wird er sich wahrscheinlich wundern über den Reichtum der Tropen. In Europa kommen ähnliche Vogelansammlungen auf einem gleich kleinen Raume höchst

selten vor. Ich habe in meinem Tagebuche die Namen von über siebzig Vogelarten notiert und wage nicht zu bestimmen, wie viele andere Arten unseren Augen entgangen sind. Wo in Nordostafrika Bäume und Wasser vereinigt sind, sieht man stets Tausende lebensfroher Geschöpfe versammelt.

Nächst den Vögeln bemerkten wir wieder einmal recht viele Schlangen. Gestern kroch eine Brillenschlange dicht vor den Füßen des Doktors dahin und verschwand im hohen Grase, ehe er ihr einen Schrotschuß beibringen konnte. Nattern und Vipern von anderthalb bis zwei Fuß Länge waren häufig, und unwillkürlich erhoben wir das Gewehr, wenn eine der zahlreichen Eidechsen durch das Gebüsch raschelte.

Das Wetter ist beständig schön. Wir haben konstanten Nordwind, der unserer Fahrt sehr günstig ist. Aber wir verzögern absichtlich die Weiterreise, um möglichst gründlich die Wälder auszubeuten. Unsere Nahrung besteht fast nur aus dem Fleisch der erlegten Tiere und dem aus Chartum mitgebrachten Trockengemüse. Frisches Gemüse ist selten zu haben. Die Eingeborenen verweigern gewöhnlich alle Nahrungsmittel, selbst wenn wir ihnen doppelte Preise bieten. Sie halten uns wahrscheinlich für türkische Soldaten, die selten zahlen, sondern in der Regel das Benötigte gewaltsam nehmen. Das Volk zwingt uns, dem üblen Beispiel zu folgen. Ali-Urha¹ raubt die uns nötigen Schafe und Hühner und bezahlt erst hinterher die Eigentümer, oder er bemächtigt sich des Schechs eines Dorfes, bringt ihn auf unsere Barke und diktiert ihm dort seine Befehle; darauf kommen gewöhnlich die Männer des Dorfes herbei, bitten um Freilassung des Gefangenen und versprechen, sich unserem Willen zu fügen. Man schleppt Schafe, Hühner und Eier herbei und verwundert sich höchlich, daß wir das Erwählte nach seinem vollen Werte bezahlen. Der Schech verläßt die Barke, sobald die Geschäfte beendet sind. Mit einem Backschisch in der Hand und Segenswünschen für uns auf der Zunge, tritt er zu-

¹ Der Koch der Reisegejellschaft.

rück in den Kreis seiner Dörfler und sagt mit leiser Stimme zu ihnen: „Berrückte Menschen. Sie bezahlen, was sie früher geraubt haben. Bei Gott, das ist sonderbar!“

Um Mittag verlassen wir den beutereichen Wald und setzen bei flauem Winde die Reise fort. Abends erreichen wir das Dorf Terere, dessen Umgebung nach Tomboldos Aussage reich an jagdbaren Tieren sein soll. Die Eingeborenen wollen mich am hellen Tage zu einem mächtigen Löwen bringen, der ihnen mehrere Rinder und erst in voriger Nacht ein Kamel getötet hat, jetzt aber in träger Ruhe im Schatten niederer Gebüsch liegen soll. Man verspricht, mich auf sichere Schußnähe an das Raubtier heranzuführen. Brennend vor Jagdbegier, eröffne ich den Gefährten und Dienern meinen Entschluß und bitte sie um Unterstützung, allein der Doktor und alle Bedienten verweigern die Teilnahme. So muß ich die gute Gelegenheit versäumen, weil es Torheit gewesen wäre, zum erstenmal allein auf Löwenjagd auszugehen.

Am folgenden Tage kamen wir an die im Walde liegende Hütte eines Fakirs¹, in deren Nähe wir eine zweite Nistkolonie von Bienenfressern fanden. Dicht daneben lag ein riesiges Krokodil, dem ich eine Büchsenkugel zudachte. Ich machte einen weiten Umweg, um ungesehen heranzukommen, kroch vorsichtig durch das deckende Gebüsch und lag nun hart am Uferrande. Die Stelle, auf der es sich gesonnt hatte, war leer. Statt dessen schwamm es behaglich im Strome umher und reckte den Kopf über das Wasser; es hatte keine Ahnung von seinem Todfeinde. Langsam erhob ich die Büchse, zielte — und hochauf rauschte die Flut. Das ins Gehirn getroffene Tier peitschte sie mit seinem mächtigen Schwanz und schoß wie toll auf dem Wasser herum. Plötzlich bekam es Zuckungen, öffnete den zähnestarrenden Rachen, ließ einen merkwürdigen Schrei hören und versank in dem Strom. Die Bestien sind hier so häufig, daß wir auf einer Tagesfahrt oft über zwanzig zählten.

Wir blieben über Nacht bei der Hütte des Fakirs und verließen sie am andern Morgen mit Sonnenaufgang zu

¹ mohammedanischer Bettelmönch.

Fuße, weil wir im nahen Walde jagen wollten. Dieser wurde schon kurz nach unserem Eintritt undurchdringlich bis auf gewisse Wege, die regelmäßig am Flußufer endeten. Die stark begangenen Steige rührten von Elefanten her, wie wir schon aus der massenhaften Losung schließen konnten. Im Schlamm des Flußufers vermochten wir auch deutlich die Elefantenfährten von denen der Nilpferde und wilden Büffel zu unterscheiden. An allen Bäumen bemerkten wir Verheerungen durch die gewaltigen Fresser, die Tiere selbst aber bekamen wir leider nicht zu Gesicht.

Die Eingeborenen am Blauen Flusse sind zu faul, um den ihr Besitztum verwüstenden Elefanten nachzustellen und sich des gewinnbringenden Elfenbeins zu bemächtigen. Die Neger des Bahr el-Abiad dagegen graben tiefe Gruben, in die die Elefanten stürzen. Dann geben sie ihnen mit langgestielten spitzen Lanzen den Genickfang, ziehen die toten Körper heraus, essen das Fleisch und brechen mit Hilfe des Feuers die Stoßzähne aus den Kinnläden. Wir hätten leicht Elefanten erlegen können, standen aber von vornherein ab von der Jagd, weil unsere Büchsen nur kleine Kugeln schossen.

Auf mehreren Sandinseln lagen massenhaft Krokodile, und im Flusse machten sich Nilpferde lustig. Sie tauchten in kurzen Zwischenräumen auf und schnaubten rauschend das Wasser aus ihren Nüstern. Meine gut treffenden Kugeln schienen sie in der Regel nicht zu beunruhigen; ich glaube auch nicht, daß sie jemals die Kopfhaut durchbohrten. Wenn die Tiere eine Kugel verspürten, erhoben sie ein wütendes Gebrüll, sprudelten Wasser von sich und tauchten dann etwas länger unter als sonst.

3. Januar 1851. Gegen Abend sahen wir am Ufer Geier auf einem Nase. Ein Nomade verscheuchte die Vögel und brach dann bei Besichtigung des Nases in lautes Wehklagen aus. Auf unsere Fragen erzählte er, daß er seit Mittag sein Lieblingsrind vermißt und es nun tot am Strand gefunden habe. Ein Krokodil hatte dem zweijährigen Tiere den Kopf abgebissen.

Morgens erreichten wir den Marktflecken Rarkodi am rechten Stromufer. Am anderen Ufer lag das Dorf Sero,

das von Dinka¹ zerstört worden war. Eine zahme, frei umherlaufende Giraffe war für uns das Interessanteste, was Rarkodi zu bieten hatte. Das zutrauliche Tier besuchte uns gleich nach der Ankunft bei unserer Barke und fraß Brot und Durra Körner aus der Hand, als wären wir alte Bekannte. Rarkodi ist auf drei Seiten von einer hügeligen, wildreichen Chala umgeben, die sich erst in weiter Entfernung vom Dorfe in Wald verwandelt; dieser besteht aber fast nur aus buschartigen Bäumen mit langen Schoten, die die Eingeborenen Karat nennen und zum Gerben eines dauerhaften Leders benutzen. Die Gesträuche sind ungemein dornig und stehen so dicht beisammen, daß sie den Buschwald ebenso undurchdringlich machen wie die Schlingpflanzen den Urwald. Eine kopfreiche Gesellschaft von Königskranichen hatte sich ein Dickicht als Schlafplatz ausersehen und trompetete von dort allabendlich zu uns herüber.

Die türkische Kleidung, die wir trugen, war hier so unbekannt, daß sie sogar den Tieren auffiel. Gestern kam ich einer Rinderherde zu nahe und sah alsbald die ganze Gesellschaft mit niedergebeugten Köpfen und hoch erhobenen Schwänzen auf mich losstürmen. Ich begrüßte sie mit Schrotschüssen und trieb sie so glücklich zurück.

In den Nachmittagsstunden des 10. Januar verließen wir Rarkodi, weil wir in einem vielversprechenden Walde jagen wollten. Unsere Erwartung wurde auch nicht getäuscht; wir machten ergiebige Jagden und erreichten das Dorf Tibebe mit Einbruch der Nacht. Gegen Mitternacht weckte uns Lärm. Ein Tokul war in Brand geraten, und schon nach einer halben Stunde lagen fünfundzwanzig Strohhütten in Asche. Die Flammen strahlten so gewaltige Hitze aus, daß wir für unsere Barke fürchteten und sie stromaufwärts ziehen ließen. Schrilles Angstgeschrei der Weiber durchzitterte die Luft. Die Männer hatten keine Idee von der Möglichkeit, Feuer zu löschen; niemand dachte daran, aus dem nahen Strom Wasser herbeizuschaffen. Man bemühte sich, dem Feuer den Weg abzuschneiden, und tat sonst nichts. Der größte Teil der Dorf-

¹ Regervoll östlich vom Weißen Nil.

insassen sah in stummer Verzweiflung dem Wüten des Feuers zu. Nur wenige arbeiteten und hielten dabei zum Schutz gegen die Hitze Lederschilde und Strohmatten vor sich. Einige Männer bemühten sich, das Vieh zu bergen, andere schafften Hausgeräte beiseite. Die Weiber verhüllten ihr Gesicht und weinten und schrien.

Ein in der Nähe des Dorfes Sumurko beginnender Mimosenwald beendete am folgenden Tage schon nach anderthalb Stunden Fahrt unsere Weiterreise. Gurgelnde Affen und unzählige kreischende Papageien, die in den Wipfeln kletterten, boten uns den Willkomm. Tomboldo fand das Nest des großen abessinischen Nashornvogels mit einem fast flüggen Jungen von der Größe eines Haushahns, vermochte aber die vorsichtigen Eltern, die lieber ihr Junges im Stich ließen als sich Gefahr auszusetzen, nicht zu erlegen. Die Dorfbewohner boten uns fünf frisch gefangene Affen zum Kaufe an, die wir im ganzen für fünf Piafter (eine Mark) erwarben und mit starken Schnuren auf unserer Barke festbanden. Den Kopf unter den Armen verborgen, saßen sie mit dem Ausdruck tiefster Niedergeschlagenheit da und verschmähten jegliches Futter.

Unsere Jagden fielen höchst ergiebig aus. Seit unserer Abfahrt von Chartum hatten wir achthundert Vögel präpariert. Auf einer verhältnismäßig kleinen Sandinsel zählte ich fünfundneunzig Königskraniche; die numidischen bedeckten im vollen Wortsinne ganze Sandbänke und hatten sich zu Scharen von mehreren Tausenden versammelt. Unter solchen Umständen war die Jagd eine Lust.

Nachdem wir am 18. Januar eine unbedeutende, aber trotzdem von unserem feigen Schiffsvolk gefürchtete Stromschnelle überschifft hatten, gelangten wir am 23. Januar an einen Regenteich, der eigentlich schon den Namen eines Sees verdiente. Er war nur acht Minuten vom Stromufer entfernt und beherbergte mehrere Nilpferde mit ihren Jungen; die benachbarten Felder boten den Tieren Nahrung genug. An Vögeln fanden wir hier u. a. den Schlangenhalsvogel Nordostafrikas in stattlicher Anzahl, doch waren die Tiere leichter zu beobachten als zu erlegen. Bevor wir einen Schuß tun konnten, mußten wir bis an die Brust

ins Wasser waten und hatten es auch dann nur dem Zufall zu danken, wenn ein Schrottkorn den einzig und allein über dem Wasser sichtbaren schlangenhähnlichen Hals erreichte. Trotzdem erlegten wir drei der schönen Vögel; die Verwundeten entkamen dank ihrer erstaunlichen Schwimmfertigkeit. Als Tomboldo einen tot auf dem Wasser schwimmenden Schlangenhalsvogel herbeiholen wollte, warnte ihn ein am Ufer arbeitender Araber, „um der Barmherzigkeit Gottes willen“ dem Lande zuzueilen, dieweil ein Nilpferd auf ihn loschwimme. Tomboldo wandte sich um und sah tatsächlich die wutschnaubende Bestie mit wilden Säen auf sich zukommen; sie hatte schon festen Grund unter den Füßen und drohte ihn anzugreifen. Zum Glück erreichte er den Wald, bevor sein grimmiger Feind den Teich ganz verlassen hatte. Das wahrscheinlich durch die Schüsse in Wut versetzte Tier würde Tomboldo, wäre es seiner habhaft geworden, unfehlbar zermalmt haben; denn es ist allbekannt, daß das Nilpferd zuweilen in blinder Wut selbst auf harmlose Gegenstände losstürzt, um sie zu vernichten. „Behüte mich, o Herr, vor dem Teufel! Mein schöner Taucher ist hin“, sagte Tomboldo. Dann bat er mich inständig, doch dem „Verworfenen“ recht viele Kugeln auf den Pelz zu brennen.

Der 27. Januar brachte uns zu einem großen Lager der Bakara-Araber, die ihre Zelte unter den schattigen Mimosen eines Waldes aufgeschlagen hatten. Bald nach unserer Ankunft war die Hälfte der Zeltdorfbewohner, Männer und Weiber, um uns versammelt. Die Weiber waren mit Bernsteinketten, Korallen und Glasperlen an Kopf, Hals und Armen geschmückt. Etliche hatten außerdem starke Messingringe ins Haar geflochten oder trugen sie in der Nase, und eine, die alle anderen in den Schatten stellte, trug als besondere Zier sogar eine große Anzahl von Messingfingerhüten im Haar und warf von Zeit zu Zeit mit offener Gefallsucht den Kopf zurück, um ein Zusammenklagen der Fingerhüte zu bewirken.

Es machte mir Spaß, mich mit diesen Naturkindern zu unterhalten, in deren Bezirk sich die Schilderungen der Bibel Bild für Bild wiederfanden. Wie ehemals sah man

den Hirten mit Stab oder Lanze bei seiner Herde stehen, und wie in alten Zeiten ging die Jungfrau mit dem auch in der Gestalt sich gleichgebliebenen altertümlichen Gefäß zum Flusse, um Wasser zu schöpfen; jetzt wie einst schlug sie ihre Ferda in denselben Faltenwürfen um ihren Körper. In der Nähe freilich zerfloß das patriarchalische Bild; denn der Buttergestank des überaus schmutzigen „biblischen“ Kleides wirkte nachhaltiger auf uns ein als die wohlhaltenen Sitten der Erzväter. Zuerst zeigte ich den Frauen Glasperlen, die zwar gefielen, aber zu zerbrechlich waren. Dann reichte ich ihnen meinen Spiegel, und ein nicht endenwollendes Freudengeschrei belohnte mich. Der Spiegel ging von Hand zu Hand, wanderte von den Frauen zu den Männern, von diesen wieder zu den Frauen zurück und schien allen unsäglich viel Spaß zu machen. Ich bekam ihn nicht eher zurück, als bis alle ihre Gesichtszüge sorgsam betrachtet hatten. Einige der Schönen hatten sich eben ganz frisch die Haut mit Butter eingerieben und dieser obendrein gestoßene Kurkumawurzeln beigemischt, wodurch ihr Gesicht hochsafrangelb aussah. Zuletzt brachte ich Raups Naturgeschichte herbei und zeigte dem Völkchen die darin enthaltenen Tier- und Menschenabbildungen. Ein Beifallsgeheul erscholl, so oft ich das Bild eines ihnen bekannten Tieres aufschlug. Obgleich sie nie von Bildern gehört hatten, erkannten sie augenblicks jeden Holzschnitt und wußten dann jedesmal durch Gesten, Nachahmung der Stimme und Beschreibung des Äußeren das betreffende Tier zu kennzeichnen. Am besten gefielen ihnen die Menschenbilder. Das Porträt eines Negers erweckte ungeheure Lachlust.

Gegen Abend verließen wir das glückliche Völkchen und landeten nach mehrstündiger Fahrt in Rosseres, der früheren Hauptstadt des Königsreiches der Fungi, jetzt nur noch die Vereinigung mehrerer durch Felder und Steppenstreifen getrennter Ortschaften. Hier blieben wir bis zum 4. Februar. Nach Süden konnten wir unsere Reise nicht fortsetzen, weil der Fluß bereits so seicht geworden war, daß unser Reis befürchtete, bei längerem Aufenthalte die Untiefen nicht mehr passieren zu können.

Allnächtlich hörten wir Löwengebrüll; Hyänen und Nilpferde waren bereits eine Alltagserscheinung.

Am folgenden Tage landeten wir wieder bei dem Teich mit den Schlangenhalsvögeln, jagten den ganzen Tag und wollten bei Einbruch der Dunkelheit noch einige Pelikane erlegen, von denen eine zahlreiche Gesellschaft nachmittags angekommen war. Ich hatte zwei Stück geschossen, Tomboldo jagte auf der anderen Seite. Mein Rückweg führte mich durch ein dorniges Baumwollfeld, einer meiner Nubier trug Büchse und Beute. Wir hatten fast das Ende des Sees erreicht, als mich der Nubier auf drei dunkle Hügel aufmerksam machte, die ich bei Tage nicht gesehen hatte. Die Nacht war so dunkel, daß ich nur ihre Umrisse zu erkennen vermochte. Ich hielt sie für Erdhaufen und ging daher sorglos auf sie zu. Das wütende Brüllen eines Flusspferdes indessen belehrte mich eines anderen: drei aus dem Wasser getretene Ungetüme, die wir den ganzen Tag über gereizt hatten, standen in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritt vor mir. „Hilf uns, o Herr!“ rief der Nubier schauernd, „flieh, Effendi¹, und rette dich, du bist verloren, wenn du einen Augenblick zögerst!“ Weg warf er die erlegten Pelikane, mit ihnen Büchse und Jagdtasche, und schon war er mit wenigen Säzen im Buschwerk verschwunden. Daß uns die Nilpferde bemerkt hatten, war nicht zweifelhaft. Der Nubier hatte recht, es blieb nur die Flucht. Waffen besaß ich nicht, denn meine Gewehre waren keine, und ohne Waffen ist der Mann kein Mann. So stürzte ich dem Nubier nach. Die Dornen der Büsche zerfesten die Kleider und zerkrachten die Haut, die Stachelzweige peitschten mir ins Gesicht, aber ich achtete nicht darauf. Hinter mir her stürmte das wütende Nilpferd, das näher und näher kam. Verzweifelt eilte ich in der eingeschlagenen Richtung weiter und sprang dabei ohne Bedenken durch die furchtbarsten Dornenhecken. Meine Lage war schauerhaft. Vor mir dunkle Nacht, hinter mir der wütende Feind — ich wußte nicht mehr, wo ich mich befand. Da — Himmel! — stürzte ich und stürzte

¹ Unter Effendi versteht man einen gebildeten Mann.

tief. Aber ich fiel weich; ich lag im Strome, und wenige hundert Schritte vor mir schimmerte freundlich das Feuer unserer Barke. Rasch durchschwamm ich die schmale Bucht, die mich von der Halbinsel trennte, vor der unsere Barke angelegt hatte, und war gerettet. Oben, auf dem wohl zwanzig Fuß hohen Uferrande, von dem ich herabgestürzt war, stand das Ungeheuer.

Tomboldo kehrte erst später zurück. Er war noch näher als ich an ein Nilpferd herangekommen und ebenfalls verfolgt worden. Auf seiner Flucht hatte er dieselbe Richtung eingeschlagen wie wir, war aber dabei in noch größere Todesgefahr geraten. Als ihm das Nilpferd bis auf wenige Schritt nahe gekommen war, blieb er mit einem Fuß in den Dornen hängen und stürzte zu Boden. Sein Gewehr entlud sich, ohne ihn zu verletzen, und die ihm nachjagende Bestie stuzte. Schnell raffte er sich auf und erreichte glücklich das Ufer. Als er schwimmend bei der Halbinsel angelangt war, fiel ihm ein, daß er beinahe aus dem Regen in die Traufe gekommen wäre, denn erst vor wenigen Stunden hatte er drei Riesenkrokodile in derselben Bucht wahrgenommen, die er soeben durchschwommen hatte. In höchster Aufregung kam er an. „Brüder,“ rief er den Matrosen zu, „betet heute zwei Rakat mehr und danket Gott für meine Errettung! Der Sohn der Hölle war mir nahe — preist den Propheten, den Gottgesandten! Allah kerim, Gott ist barmherzig!“

24. Februar. Es wird Zeit, daß wir zurückkehren, denn unser Schießvorrat geht zu Ende. Die präparierten Vögel können wir gar nicht mehr in den Kisten unterbringen; wir mußten sie schon auf dem Strohgezelt in hohen Haufen aufschichten. Wir haben über vierzehnhundert Bälge präpariert, ein guter Reiseertrag. In den Wäldern wird es überdies stiller, auch in der Tierwelt macht sich die Nähe der alles ertötenden trockenen Jahreszeit fühlbar. Das Laub der Bäume fällt ab, die gefiederten Bewohner der Wälder ziehen nach südlicheren, wasserreicheren Gegenden.

Am 6. März erreichten wir Chartum.¹

¹ Von hier reiste Brehm nilabwärts und kam nach fünfjähriger Trennung im Juli 1852 mit gutem Reiseertrag und reichen Erfahrungen in seiner Heimat wieder an.



„Dichtung und Wissen“
Sammlung wertvoller Lese Stoffe

1. Reihe (Dichtung)

1. Gedichte.

- Band 18: **Gedichte und Lieder zur deutschen Geschichte. 1. Teil.**
(Von den Anfängen deutscher Geschichte bis zum Ausgang
des Mittelalters.)
- „ 19: **Gedichte und Lieder zur deutschen Geschichte. 2. Teil.**
(Von der Reformation bis zum Wiener Kongreß.)
- „ 19a: **Gedichte und Lieder zur deutschen Geschichte. 3. Teil.**
(Von Fremdherrschaft und Befreiung bis zur Gegenwart.)

2. Märchen.

- Band 1: **Träumereien an französischen Kaminen.** Von Richard
v. Volkmann-Leander.
- „ 2: **Das kalte Herz.** Von Wilhelm Hauff.
- „ 17: **Geschichten aus der Tonne.** Von Theodor Storm.

3. Sagen.

- Band 32: **Das Nibelungenlied.** Übersetzung von Karl Simrock
mit verb. Text von Ludwig Uhland.
- „ 33: **Das Gudrunlied.** Übersetzung von Karl Simrock mit
verb. Text von Ludwig Uhland.

4. Schwänke und Volksbücher.

- Band 12: **Münchhausens abenteuerliche Reisen.** Von Gottfried
August Bürger.
- „ 24: **Heitere und nachdenkliche Geschichten.** Aus Hebels
Schackstäßlein.

5. Erzählungen und Novellen.

- Band 3: **Die Judenbuche.** Von Annette v. Droste-Hülshoff.
- „ 6: **Pole Poppenspäler.** Von Theodor Storm.
- „ 7: **Der Schimmelreiter.** Von Theodor Storm.

- Band 13: **Von tapferen Frauen: Genoveva.** — Elsi, die seltsame Magd. Von Christoph v. Schmid und Jeremias Gotthelf.
- „ 14: **Das Fähnlein der sieben Aufrechten.** Von Gottfried Keller.
- „ 15: **Kleider machen Leute.** — Die drei gerechten Kammacher. Von Gottfried Keller.
- „ 16: **Bötjer Basch.** Von Theodor Storm.
- „ 22: **In St. Jürgen.** — Abseits. Von Theodor Storm.
- „ 25: **Abenteuerliche Geschichten.** Von Gerstäcker und Hebbel.
- „ 26: **Bilder aus dem Volksleben: Wie Joggeli eine Frau sucht.** — Das Erdbeeri-Marelli. — Der Mordiofuhrmann. Von Jeremias Gotthelf.
- „ 27: **Michael Kohlhaas.** Von Heinrich v. Kleist.
- „ 29: **Kulturgeschichtliche Erzählungen: Der stumme Rats herr.** — Der Stadtpfeifer. Von W. H. Riehl.
- „ 30: **Der abenteuerliche Simplicissimus.** Von Grimmlshausen.
- „ 31: **Der Heinerle von Lindelbronn.** Von Emil Frommel.
- „ 34: **Aus dem Leben eines Taugenichts.** Von Joseph v. Eichendorff.
- „ 35: **Die Frühglode.** — Der Ad'm. Von Adolf Schmitthenner.
- „ 36: **Robinson Crusoe.** Von Daniel Defoe.

6. Epische Dichtungen.

- Band 5: **Hermann und Dorothea.** Von Johann Wolfgang v. Goethe.
- „ 10: **Dreizehnlinden.** Von Friedrich Wilhelm Weber.
- „ 11: **Goliath.** Von Friedrich Wilhelm Weber.

7. Dramen.

- Band 4: **Wilhelm Tell.** Von Friedrich v. Schiller.
- „ 9: **Minna v. Barnhelm.** Von Gotthold Ephraim Lessing.
- „ 20: **Wallensteins Lager.** — Die Piccolomini. Von Friedrich v. Schiller.
- „ 21: **Wallensteins Tod.** Von Friedrich v. Schiller.

2. Reihe (Wissen)

1. Geschichte.

- Band 1: **Die Erhebung von 1813.** Von Gustav Frentag.
- „ 2: **Aus dem Staate Friedrichs des Großen.** Von Gustav Frentag.
- „ 3: **Der Dreißigjährige Krieg.** Von Gustav Frentag.
- „ 4: **Von den Strafen einer Stadt. Aus deutschen Dörfern, nach 1300.** Von Gustav Frentag.
- „ 5: **Die Besiedlung des Ostens.** Von Gustav Frentag.
- „ 6: **Das Christentum unter den Germanen. Karl der Große.** Von Gustav Frentag.
- „ 7: **Von den alten Germanen.** Von Gustav Frentag.

2. Erdkunde.

- Band 14: **In Tundra und Steppe.** Von A. E. Brehm.
" 16: **Den Nil aufwärts.** Von A. E. Brehm.

3. Naturkunde.

- Band 8: **Löwen- und Elefantengeschichten.** Aus Brehms Tierleben.
" 9: **Tiere unseres Waldes.** Aus Brehms Tierleben.
" 12: **Das Leben der Vögel.** Von A. E. Brehm.

4. Lebensbilder.

- Band 10: **Goethes Knaben- und Jünglingsjahre.** Aus „Dichtung und Wahrheit“.
" 11: **Franz Schubert. Sein Leben in Einzelbildern.** Von Karl Schmitt.
" 13: **Lebenserinnerungen eines deutschen Malers.** Von Ludwig Richter.
" 15: **Werner von Siemens. Lebenserinnerungen.**

Die Sammlung wird in rascher Folge fortgesetzt.

Preis: gebunden 0,60 RM., broschiert 0,40 RM.



10726